

5. Teil
Reflexion

Kapitel I
Selbst-Thematisierung

1) Problemstellung

Der abschließende Teil unserer Untersuchung ist einem Spezialproblem gewidmet, das für die Gesellschaftstheorie zentrale Bedeutung besitzt: dem Problem der Reflexion der Identität des Gesellschaftssystems in der Gesellschaft selbst. Daß und wie ein Spezialproblem zentrale Relevanz gewinnen kann, bedarf einer besonderen Erläuterung. Es kommt hinzu, daß der Reflexionsbegriff selbst in der Geschichte, auf die zu reflektieren ist, benutzt worden ist, so daß das Problem der Selbstreferenz am Begriff selbst in nuce nochmals auftaucht. Wir müssen den Überlegungen zur Sache Überlegungen zu Problemstellung und begriffliche Präzisierungen vorausschicken.

Das Problem der Reflexion ist bisher vor allem unter dem Gesichtspunkt einer Eigenschaft des Bewußtseins gestellt und im Hinblick auf die Besonderheiten eines spezifischen kognitiven Verfahrens oder im Hinblick auf die logischen Probleme selbstreferentieller Begründungsverhältnisse diskutiert worden. Das erforderte die Voraussetzung eines "Trägers", dem der reflexive Prozeß zugeschrieben werden konnte, und führte zur Behandlung der Umwelt dieses Trägers unter dem Gesichtspunkt der Andersheit oder des Widerstandes, also unter Gesichtspunkten der Negation. Wir behalten diese Tradition im folgenden durchaus im Blick, wählen aber einen anderen Ausgangspunkt, vor allem eine andere Genealogie des Problems.

Aus der bloßen "Entzweiung", aus der Nichtidentität von Subjekt und Objekt oder, transponiert, von System und Umwelt, läßt sich allenfalls eine Minimalbedingung, nicht aber eine ausreichende Konzeption der Reflexion gewinnen. Die Analysen des vorherigen Teils legen es nahe, zusätzlich auf Probleme der Größenzunahme und der Komplexitätssteigerung abzustellen.

Solche Entwicklungsprozesse führen, so hatten wir formuliert, zu einer Erhöhung des systemeigenen Potentials und zugleich zur Verschärfung der systemeigenen Selektivität mit der Folge, daß eine Ausschließung systemeigener Möglichkeiten zwangsläufig wird. Unter solchen Bedingungen findet ein System sich konfrontiert mit dem Doppelproblem der notwendigen Kontingenz seiner Strukturen und der kontingenten Notwendigkeit problemlösender Einrichtungen. Es hat einen guten Sinn, die daran orientierte Selektivität psychischer Systeme als Bewußtsein zu bezeichnen und zu sagen, daß einer unter diesen Bedingungen konstituierten Selektionsweise Reflexivität immanent sei. Für das Parallelproblem in sozialen Systemen, vor allem Gesellschaften, müßte eine analog laufende, aber stärker auf Kommunikation abstellende Terminologie gewählt werden. Wir werden von Selbst-Thematisierung sprechen.

Dieser Einstieg soll, zumindest für den Fall der Gesellschaft, Perspektiven für eine evolutionstheoretische und historische Behandlung der Themenwahl für Reflexionsprozesse eröffnen. Er macht ferner plausibel, daß es sich im Falle von Reflexion nicht um ein Problem handelt, das im Hinblick auf erkennbare Lösungsmöglichkeiten gestellt wird. Das Problem tritt auf als Folge von Komplexität; das System findet sich ihm ausgesetzt, ohne daß die Problemstellung nach Form und Motivierung Lösungsmöglichkeiten logischer oder kognitiver Art garantierte. Dies unterscheidet Reflexionsprobleme in sehr prinzipieller Weise von Zweckproblemen¹⁾. In der operativen Perspektive des reflexionslogischen Prozessierens kann daher die Herkunft des Problems nur nachrationalisiert werden in der Form selbstreferentieller Begründungsargumente. Die Systemtheorie sucht durch Rückbezug auf das in der Reflexion nicht einholbare Problem der Komplexität verständlich

1) Im Unterschied zu Reflexionsproblemen können Zwecksetzungen daher als Reduktionen behandelt werden. Siehe dazu unter systemtheoretischen Gesichtspunkten Niklas Luhmann, Zweckbegriff und Systemrationalität: Über die Funktion von Zwecken in sozialen Systemen, Neudruck Frankfurt 1973.

zu machen, daß und weshalb die dem Reflexionsprozeß immanente Perspektive nur diese Form annehmen kann; sie unterscheidet sich insofern von Kritikern, die dem selbstreferentiellen Begründungsduktus und seiner Art der Themenbehandlung "Mystifikation"²⁾, Münchhausentricks oder Freudsche Rationalisierung des eigenen theoretischen oder politischen Wollens vorwerfen³⁾.

Im Unterschied zu Philosophien, die mit "Selbstheit" oder "Bewußtsein" etwas Vorfindbares voraussetzen, an dem (oder in dem) Reflexion stattfindet, problematisiert die Systemtheorie am Prozeß der Thematisierung eigener Identität gerade diese Prämisse - das heißt die Frage, wann und in welchem Sinne die thematisierte Identität eigentlich die eigene ist und als eigene zugänglich wird. Diese Frage wird durch Zurechnungsprozesse entschieden, die zwischen bloß erlebten und gehandelten Selektionen differenzieren. Als unmittelbares Zurechnungsmotiv genügt zunächst die Erfahrung der Komplexität, die impliziert, daß Selektionsleistungen sich nicht beliebig verknüpfen lassen und überzeugende oder vorteilhafte Anschlüsse näher liegen als andere. Die Selbstheit der Selbst-Referenz wird erst über Zurechnungsprozesse konstituiert, ist Identität als Resultat von Zurechnungen, das im weiteren Zurechnen dann als eigene Voraussetzung erkannt und verwendet wird.

Von Reflexion (oder reflektiertem Erleben bzw. Handeln) wollen wir immer dann sprechen, wenn selbstbezügliches Identitätsbewußtsein benutzt wird, um selektive Operationen zu

2) so bekanntlich Marx gegen Hegel, aber nicht gegen sich selbst.

3) Es erübrigt sich vielleicht, hier einmal mehr auf den sog. "Positivismusstreit" zu verweisen, in dem vor allem Hans Albert an diesem Problem in kritisch-rationaler Verständnislosigkeit vorbeiaargumentiert, wobei inbezeichnender Weise das "Nicht-Verstehen-Können" zur Reflexionsfigur des kritischen Rationalismus wird. Für die systemtheoretische Betrachtung wäre auch das eine der Varianten des Problems der reflexionslogisch nicht einholbaren Komplexität.

steuern. Weder genügt dafür die bloße Prozeßform der Reflexivität: die Anwendung eines Prozesses auf sich selbst oder auf einen Prozeß gleicher Funktion wie das Denken des Denkens oder das Negieren von Negationen. Noch genügt eine nur horizontale Verweisung auf das System, in dem und für das die Operation abläuft: die bloße Möglichkeit, sich selbst genauer in Betracht zu ziehen⁴⁾. In beiden Versionen wird schon das Bewußtsein selbst wohl nicht ausreichend begriffen, nämlich nur als Selbst-Verhältnis⁵⁾. Darauf brauchen wir jedoch nicht näher einzugehen. Gegenüber dieser weiten bewußtseinsphilosophisch inspirierten Begriffsfassung kommt es für das Folgende darauf an, einen engeren Begriff zu präzisieren: die Verwendung von Selbst-Referenz mit diskriminierender Funktion.

Diese Präzisierung wird bei der Übertragung des Reflexionsbegriffs von personalen auf soziale Systemreferenzen erforderlich; denn kommunikative Prozesse erfordern und ermöglichen als Träger sozialer Reflexionen ein höheres Maß an expliziter Artikulation. "Wer wir sind", Hellenen oder Barbaren, Christen oder Heiden, Reingläubige oder Revisionisten - daran wird erinnert und appelliert, wenn es gilt, Entscheidungen zu treffen.

Identität wird im Normalleben nur aktualisiert, wenn ihre Bestimmung einen Unterschied ausmachen könnte. Die bloße Möglichkeit der Reflexion, die durch Namen oder institutionalisierte Symbole bereitgehalten und auf Dauer gestellt werden kann, ist mithin zu unterscheiden von ihrem aktuellen Gebrauch. Die Unterscheidung von potentieller und aktueller Reflexion ist Voraussetzung dafür, daß man Reflexion als einen

4) im Sinne des "Ich denke", das alle meine Vorstellungen muß begleiten können, wie Immanuel Kant, Kritik der reinen Vernunft B 131 f. formuliert.

5) Siehe dazu die kritischen Überlegungen von Ulrich Pothast, Über einige Fragen der Selbstbeziehung, Frankfurt 1971.

spezialisierbaren Prozeß, als einen Teilprozeß, der das Ganze betrifft, beschreiben kann. Erst recht ist dies Voraussetzung für tiefergreifende Analysen, welche die Formen, in denen Reflexionspotentiale bereitgestellt werden, beziehen auf die Kontexte, die Häufigkeiten und die Verschiedenartigkeiten ihres **aktuellen Gebrauchs**.

Die Vermittlung von potentieller und aktueller Reflexion wird durch besondere (darauf spezialisierte) Themen geleistet. Leitfaden der Themenbildung sind die Strukturen eines Systems - und zwar in dem Maße, als ihre Kontingenz und ihre Funktion für die Steuerung der Binnenselektivität des Systems sichtbar wird. Wir greifen hier auf die Analysen des Komplexitätsbegriffs zurück⁶⁾ und können dann auch formulieren: Eine Struktur wird zum Reflexionsthema in dem Maße, als ihre Beziehung zu einem Überschuß an kombinatorischen Möglichkeiten (zum Beispiel: zu anderen Arten der Güterverteilung) durchsichtig und damit ihre Kontingenz erkennbar wird. Als Reaktion darauf wird Struktur dann normiert bzw. als konstant gesetzt.

Reflexion schließt insofern an die relationale Struktur von Systemkomplexität an, setzt sie voraus und macht sie zum Thema systemeigener Prozesse. In der Form von Themen, über die man kommunizieren kann, dienen die strukturellen Korrelate der Systemkomplexität dann als Platzhalter für irgendwie veranlaßte, irgendwann anfangende Reflexionsleistungen in immer wieder möglichen Prozessen sozialer Kommunikation⁷⁾.

6) Oben 1 I 1 (Neufassung)

[nicht 7) Der Vergleichspunkt in der Parsons'schen Theorie des allgemeinen Aktionssystems ist die Bedeutung von "values" für die Funktion des "latent pattern maintenance" (wobei "latent" hier heißt: unbewußt oder unzugänglich für Bewußtsein, sondern so viel wie kontinuierlich fortbestehend und reaktivierbar, auch wenn man zwischendurch schläft oder mit anderen Dingen beschäftigt ist). Im Unterschied zu Parsons generalisieren wir jedoch von "Werten" auf "Themen", weil Reflexionsthemen nicht notwendig Wertcharakter haben, sondern zum Beispiel auch in Ideen, Begriffen, ja vornehmlich sogar in Problemstellungen bestehen können.

Mit Hilfe von Themen werden Reflexionsleistungen tradierbar, steigerbar, rasch verfügbar ohne Neuargumentation von Grund auf. Themen eignen sich jeweils dann als Start- und Anschlußhilfe für Reflexionsprozesse, wenn sie dazu zwingen, die eigene Identität als kontingent zu erfahren - sei es auf der Ebene des personalen, sei es auf der Ebene des sozialen Systems. Reflexionsthema waren zum Beispiel die mit dem Gottesbegriff identifizierte Zusammenstellung von Attributen, die abgestufte Perfektion der Welt als Kosmos oder die These der Subjektivität des Bewußtseins, ferner grundlegende Symbole der Medien-Codes, vor allem die binären Schematismen im Zusammenhang mit Problemen der Theodizee oder mit den Antinomien der Logik. Hier interessiert jedoch zunächst nicht der Inhalt, sondern die Funktion solcher Themen, Reflexionsleistungen bei Bedarf zu ermöglichen und auf einem Niveau zu halten, das dem Stande der gesellschaftlichen Entwicklung entspricht und somit Ansprüchen genügen muß, die sich nicht ad hoc improvisierend erfüllen lassen.

Weitere Überlegungen erfordern, daß man die Funktion der Reflexion genauer bestimmt. In der bewußtseinsphilosophischen Tradition hatte man die Funktion der Reflexion in Begründungsleistungen gesehen, die als die Reflexivität des Begründens und Bestimmens selbst gesehen wurden. Reflexion galt als derjenige Prozeß, der letzte Nichtnegierbarkeiten herausdestilliert in der Weise, daß er das Begründen und Bestimmen selbst ist. "Prüfung, bestimmende Beschränkung und Begründung fallen notwendig in die Reflexion selbst"⁸⁾. Damit wurde die Begründungsleistung aber nur auf die Konstruktion des Verhältnisses von Bewußtsein und Welt verschoben, worüber es verschiedene Ansichten geben kann. Diese Erfahrung hat die Hoffnung zerstört, Reflexion könne letztlich Notwendiges ins Bewußtsein bringen.

8) Hans Wagner, Philosophie und Reflexion, München - Basel 1959, S. 65.

Wir ziehen hieraus die Konsequenz, indem wir den Begriff der Reflexion nicht mehr im Hinblick auf Notwendiges, sondern im Hinblick auf Kontingentes definieren. Reflexion leistet die Thematisierung der Systemidentität (des jeweils reflektierenden Systems) unter dem Gesichtspunkt ihrer Kontingenz. Reflexion beginnt daher erst, wenn diese Identität als nicht-notwendig, aber auch als nichtunmöglich erfahren wird. Ferner ersetzen wir die einfache Gegenüberstellung von Welt und Bewußtsein, die das Kontingenzproblem auf die Doppelform von Zufall und Freiheit festgelegt hatte (mit je verschiedenen Formen der Notwendigkeits- und Begründungssuche) durch eine Konzeption mit drei Termen: System, Umwelt, Welt. Dann kann Reflexion begriffen werden als eine Form der Vergewisserung kontingenter Identität, die den Durchgriff auf Welt erreicht dadurch, daß sie die Identität des Systems in Relation auf seine Umwelt thematisiert⁹⁾. Dies entspricht dem Begriff der Welt als notwendiger Kontingenz. Nicht in sich selbst, nicht durch fortgesetzte Exploration des Innenhorizontes auf widerständige Wesensstrukturen hin kann ein System sich selbst als identisch behaupten und der Negation entziehen, sondern nur dadurch, daß es die eigene Identität als notwendig kontingent begreift.

Reflexion hat demnach in Systemen die Funktion der Kontingenzkontrolle, indem sie die Identität des Systems im Hinblick auf andere Möglichkeiten artikuliert. Sie stößt im Prozeß der Selbst-Thematisierung auf ihre eigene Weltlichkeit, nämlich nicht auf die eigene Notwendigkeit, sondern auf die

9) Es wird aber nicht genügen, nun einfach das Cogito auf diese Relation hin zu rekonstruieren - sei es als Intentionalität, sei es mit der Frage Michel Foucaults: "Was muß ich sein, der ich denke und der ich mein Denken bin, damit ich das bin, was ich nicht denke, damit mein Denken das ist, was ich nicht bin?" (Die Ordnung der Dinge, Frankfurt 1971, S. 392). Denn die System/Umwelt-Relation ist eine selektive Beziehung der Reduktion von Komplexität, und genau darin erst findet ein System seine eigene in sich komplexe Identität.

eigene Kontingenzz, Historizität, Umweltabhängigkeit; nicht auf ein Letztes und Allgemeines, sondern auf einen Tatbestand von hoher Selektionsschärfe; nicht auf Subjektivität, sondern auf Individualität.

Reflexion muß danach sowohl von strukturändernden Eingriffen in die Umwelt als auch von Anpassung unterschieden werden - von Prozessen also, in denen System/Umwelt-Beziehungen als solche zum Zwecke der Änderung der einen bzw. anderen Seite zum Thema werden. Anpassung adjustiert Systemstrukturen in Bezug auf Wechselfälle der Umwelt. Reflexion thematisiert Systemidentität aus Anlaß der Umwelt in Bezug auf die Welt. Anpassung ist ein Lernprozeß, Reflexion ist ein Konstitutionsprozeß. Im Anpassungsprozeß wird man Kontingenzz relational begreifen als "Abhängigkeit von....". Im Reflexionsprozeß muß Kontingenzz modal begriffen werden als nichtnotwendige Möglichkeit. Klassisch gesprochen: Kausalität und Freiheit schließen sich nicht aus, sondern sind unterschiedliche Fassungen des Kontingenzzproblems für den Anpassungs- bzw. den Reflexionsprozess.

Reflexion kontrolliert mithin sowohl die Umwelteingriffe als auch die Anpassungen eines Systems. Sie sucht eine Position, von der aus sie auch Umwelteingriffe, auch Anpassungen noch ablehnen und auch diese Negationen noch konditionieren kann. Ein gutes Beispiel für Reflexionsthemen, die dies regulieren, sind politische Verfassungen, die sowohl die Ausgriffe politischer Macht in die gesellschaftliche Umwelt durch verfassungsrechtliche Freiheitsgarantien mit entsprechender Gerichtsbarkeit als auch den Modus des Funktionierens der politischen Prozesse selbst limitieren und beides aufeinander beziehen¹⁰⁾. Dieses Beispiel leitet zugleich über zur Frage nach den historischen und gesellschaftsstrukturellen Bedin-

10) Hierzu Niklas Luhmann, Grundrechte als Institution, Berlin 1965; ders., politische Verfassungen im Kontext des Gesellschaftssystems, Der Staat 12 (1973), S. 1-22, 165-182.

gungen der Möglichkeit solcher Reflexion. Eine erste und offensichtliche Voraussetzung für Reflexion ist die Fähigkeit in der Dreier-Konstellation von Umwelt, System und Welt zu operieren. Das aber ist nur möglich, wenn Welt mehr und anderes ist als die bloße Addition von Umwelt und System. Die Frage, die uns im Folgenden beschäftigen wird, lautet daher: von welchen evolutionären und gesellschaftsstrukturellen Ausgangslagen her ist dies möglich? Und wie ändern sich Formen der Reflexion einschließlich der Art und Weise, Reflexion als Reflexion zu begreifen, mit der Änderung dieser Ausgangslagen?

Vorbedingung für ein weiteres Verfolgen dieser Fragestellung ist, daß man zwischen Systemgeschichte und Themengeschichte unterscheidet. Reflexionsthemen sind, wie Themen überhaupt, kein automatischer Reflex gesellschaftsstruktureller Entwicklungen. Sie sind nicht so eindeutig und so alternativenlos abhängig von einem "Unterbau", daß man von diesem auf jene schließen könnte, also mit dessen Erforschung die Gesellschaft kennte. Das Umgekehrte gilt natürlich ebensowenig. An die Stelle so starrer Annahmen (die auch dann irreführen, wenn man sie in der theoretischen Präsentation abschwächt!) setzen wir die These der Ausdifferenzierung und der relativen Autonomie von Reflexionsleistungen in der Gesellschaft und in ihren Teilsystemen. Die Frage, ob Reflexion die Entwicklung führt oder umgekehrt Entwicklung die Reflexion, wird dadurch unentscheidbar; und zwar deshalb, weil Ausdifferenzierung beide Möglichkeiten erzeugt und sich nicht strukturell auf eine dieser Optionen festlegen kann, ohne sich zurückzuentwickeln in ein ununterscheidbares Moment am Ganzen, in schlichte selbst-bewußte Lebensführung.

Die Differenz zwischen Systemgeschichte und Themengeschichte ergibt sich also letztlich daraus, daß für Reflexion, so wie für die Verfolgung und Behandlung anspruchsvoller Themen

schlechthin, besondere Anstrengungen erforderlich sind, die nicht als Begleitbewußtsein des täglichen Lebens von selbst anfallen. Gesetzt, eine solche Differenz entsteht irgendwie, dann brauchen wir theoretische Leitgesichtspunkte, um die sich entwickelnden Beziehungen zwischen den Strukturen des evoluierenden Gesellschaftssystems und seinen Reflexionsthemen, seiner Selbst-Thematisierung, seiner Welt wahrnehmen zu können. Unsere Grundkonzeption der Systemtheorie legt dafür die Vermutung nahe, daß Komplexität zum Reflexionsthema wird.

In sehr grober Skizzierung kann man behaupten, daß die Reflexionsgeschichte der Gesellschaft im gemeinsamen Handeln und Erleiden, in Politik und Religion, die auf dieser Ebene der Reflexion wie Handeln und Erleiden fast ununterscheidbar sein mußten, ihren Ausgang genommen hat, und daß sie auf die Erfahrung von Komplexität in Arbeit, Leben, Sprache und Recht hingeführt worden ist. Für das, was ich Erfahrung von Komplexität nenne, ist dabei bestimmend, daß sie nicht an einem Ort anfällt, sondern daß sie durch den Wechsel der Komplexitäten geprägt ist. Das zwingt zur Abstraktion, letztlich zu der eingangs¹¹⁾ vorgestellten Relationierung des Komplexitätsbegriffs selbst. Nicht nur die Arbeit, auch die Komplexität wird abstrakt, wenn sie im Verlauf des gesellschaftlichen Lebens gewechselt werden kann. Aber wie ist jene Vereinfachung möglich, die es ermöglicht, daß die Gesellschaft sich in ihrer Komplexität reflektiert?

2) Rückprojektion funktionaler Primate

Wenn es richtig ist, daß Reflexion nur als besonders ausdifferenzierte Teilfunktion eines Systems realisiert werden kann, folgt daraus, daß sie eine doppelstufige Systemdifferenzierung voraussetzt: ihre eigene und die des Systems, dessen ausdifferenzierte Identität in einer Umwelt sie reflektiert. Dieser Sachverhalt liegt der traditionellen Auffassung zu Grunde, daß Reflexion ein "innerer" Prozeß sein müsse und hat zu der Be-

11) Vgl.....

griffsgruppierung Reflexion/Innen/Denken geführt. Reformuliert man ihn als Erfordernis doppelstufiger Ausdifferenzierung, werden zugleich gewisse historische Implikationen deutlich.

Damit ist nicht nur das relativ späte, voraussetzungsreiche, auf Geschichte bezogene Einsetzen von Reflexionsleistungen in der gesellschaftlichen Entwicklung gemeint. Zugleich macht dieses Erfordernis doppelter, in die innere Tiefe gestaffelter Ausdifferenzierung plausibel, daß Reflexionsleistungen zunächst dort erbracht worden sind, wo gesellschaftliche Zentralfunktionen schon in besonderen Rollen oder Rollensystemen ausdifferenziert worden waren, auch wenn diese Rollen nicht, was unwahrscheinlich ist, speziell für Reflexion ausdifferenziert waren. Die Reflexion der Gesellschaft beginnt in den Funktionsbereichen der Politik und der Religion.

Als erste und historisch wichtigste Vereinfachung der Reflexion dient somit die Anlehnung an eine ohnehin benötigte und schon ausdifferenzierte Funktion. Wir hatten oben (.....) bereits ausgeführt, daß mit dem Beginn funktionaler Differenzierung eine einfache Umzentrierung der Gesellschaft von einem familien-, stammes- oder siedlungsmäßigen Schwerpunkt auf andere unmöglich wird. Der damit eintretende Elastizitätsverlust zwingt zur Reflexion, die sich, dadurch veranlaßt, der Zentralfunktion zuwendet, die den Wechsel blockiert, **indem sie für die Gesellschaft als unersetzbar und damit als notwendig erscheint.**

Die Ausdifferenzierung erfolgt, wie oben (.....) gezeigt, durch Institutionalisierung des Primats einer spezifischen Funktion in einem Teilsystem der Gesellschaft. Ein solcher Primat gilt zunächst nur für das Teilsystem selbst. Wird er aber als Stützpunkt und Artikulationshilfe für gesamtgesellschaftliche Reflexion benutzt, so verschwimmen in den Prozessen und den Symbolen der Selbst-Thematisierung des Gesellschaftssystems die Systemreferenzen. Es kommt zu einer Rückprojektion teilsystemspezifischer Primare auf die Ebene der Gesamtgesellschaft; ein Teil wird für das Ganze, oder für das Wesen des Ganzen oder für die

Repräsentation des Ganzen gehalten. Das gedankliche Schema des Ganzen, das aus Teilen besteht, begünstigt diese Verschiebung; denn da das Ganze selbst nicht als ein Teil unter den anderen auffindbar ist, liegt es nahe, sich an den wichtigsten Teil, den Kopf oder das Herz, zu halten und von ihm her das Ganze zu begreifen.

573a-6

~~In dieser Weise~~ hatten die Gesellschaftssysteme der alteuropäischen Tradition sich mit Formeln charakterisiert, die teils dem politischen, teils dem religiösen Bereich entnommen waren und teils mit Hilfe von Schichtung, teils mit Hilfe von Umwelt-Annahmen institutionalisiert wurden. Die Gesellschaft wurde identifiziert und gegen Anderes abgegrenzt als koinonia politike oder als societas civilis, als auserwähltes Volk Gottes oder als corpus Christi. Formeln dieser Art waren nie bloße Funktionslegitimationen auf der Ebene der Teilsysteme. Schon ihre relativ späte, in den Randlagen der großen Hochkulturen wurzelnde Entstehung läßt auf besondere, weiter ausgreifende Reflexionsleistungen schließen. Daß es Spezialrollen für politische Herrschaft und für religiösen Kult gab, war gesicherte Voraussetzung. Eine eigentümliche historische Erfahrung - Abstand von der bloß haushaltsmäßigen Siedlungsweise im Übergang zu städtischer Kultur und städtischem Ämterwesen, Auszug aus Ägypten, Geburt und Tode Christi als Offenbarung Gottes - kam hinzu und wurde generalisiert als die ganze Stadt, das ganze Volk, die ganze Gesellschaft betreffend. Und dem entsprach die aktuelle Erfahrung: Von den Funktionseigenschaften in Politik bzw. Religion, vom politisch etablierten Rechtswesen mit der Möglichkeit, in Konfliktsfällen bindend zu entscheiden, und vom moralisch generalisierten Hochgott, der der Gott auch für die Umwelt, auch für die Feinde sein sollte, gingen durchgreifende Kompatibilitätsansprüche aus, die die gesamte Gesellschaft transformierten und vor dem Horizont der Geschichte artikuliert werden mußten. In der Polis mußte die Reflexion des gesellschaftlich Erforderlichen jetzt als Ethik formuliert werden, und nicht mehr nur im archaischen Ethos des beherrschten,

Teilsysteme dominieren in der Gesellschaft, wenn und soweit sie ihren Funktionsprimat auf das Gesellschaftssystem rückprojizieren können. Diese Überlegungen klären zunächst nur den Begriff der Dominanz. Sie erklären nicht zureichend wie und in welcher Abfolge es zu solchen Dominanzen kommen kann. Im Kontext marxistischer oder oder marxisierender Theorien greift man, um diese Erklärungsleistung zu erbringen, auf die Funktionsdominanz der Wirtschaft zurück und führt diese ein als a priori geltend. Danach dominieren Teilsysteme die Gesellschaft, durch die Art, wie sie sich mit der wirtschaftlichen Infragstruktur der Gesellschaft und den für sie ^{entwickelten} ~~entstehenden~~ sozialen Beziehungen assoziieren.

So z.B. Maurice Godelier, *Considérations théoriques et critiques sur le problème des rapports entre l'homme et son environnement*, Social Science Information 13/6 (1974), S.31-60. Godelier greift auf eine ohne weitere Begründung ~~eingeführt~~ und ahistorisch eingeführte "hiérarchie des fonctions" zurück (S.34 ff.).

Dabei wird für eine der gesellschaftlichen Funktionen, obwohl sie ebenso wie andere gesellschaftlich konstituiert wurde und historischer Entwicklung unterliegt, ein apodiktisch geltender Primat eingeführt. Diese Theorie ist ihrerseits also wiederum nur die Rückprojektion eines Funktionsprimats auf die Gesellschaft im ganzen.

~~Da bekannt ist, dass~~ jede Theorie, die historische Entwicklungen ~~durch~~ mit Bezug auf dominierende Funktionen erklären will, solchen Hypostysierungen verfällt (also: mit unhaltbaren Apriorismen arbeiten muss), muss man nach anderen begrifflichen Ressourcen Ausschau halten. Im Kontext systemtheoretischer Überlegungen bietet es sich an, auf das Konzept der evolutionären Differenzierung von Ebenen der Systembildung, also auf die Typen-Theorie zurückzugreifen. Das führt auf die Hypothese, dass die Dominanz gesellschaftlicher Teilsysteme mitbedingt ist durch die Nähe nicht zur ökonomischen, sondern zur interaktionellen Infrastruktur gesellschaftlichen Lebens. Ausdifferenziert werden zunächst Funktionsrollen und Funktionssysteme, die sich relativ leicht und relativ voraussetzungslos mit den Interaktionssystemen des täglichen Lebens assoziieren lassen; das heisst solche, ~~die~~ für die sich in Interaktionssystemen ein ~~wirklich~~ häufig genug auftretender Bedarf ergibt, die in Interaktionen antizipierbar sind und denen man in Interaktionen Rechnung tragen kann. Unbestreitbar sind diese Interaktionen des täglichen Lebens in archaischen Gesellschaften in hohem Masse auch ökonomisch relevant; aber keineswegs nur und sicher nicht im Sinne moderner Funktionsspezialisierung primär ökonomisch relevant.

Es müssen mithin zunächst zwei Bedingungen zusammentreffen (und die Formulierung dieser Bedingungen erfordert es, Fragen der Systemdifferenzierung und Fragen der Differenzierung von Systembildungsebenen sorgfältig zu unterscheiden): ~~Es müssen auf der Ebene des Gesellschaftssystems besondere Funktionssysteme ausdifferenziert werden, die sich in ihrer spezifischen Funktionslogik von anderen gesellschaftlichen Belangen unterscheiden und diese Ausdifferenzierung muss (zunächst) interaktions-~~ plausibel und für nichtausdifferenzierte Interaktionsbereiche relevant bleiben. Mit anderen Worten: Die Funktionsdifferenzierung des Gesellschaftssystems muss schon anlaufen, sie darf aber nicht zu hohe Anforderungen an die Differenzierung der Systembildungsebenen Gesellschaft und Interaktion stellen. Unter diesen besonderen (und evolutionär vorübergehenden) strukturellen Bedingungen liegt es ~~nahe~~ nahe, die Gesellschaft im ganzen durch Rückprojektion eines funktionalen Primates zu identifizieren.

[interaktionsnahen

Nachdem der von archaischen Gesellschaften zunächst bevorzugte Weg, vom Prinzip der Verwandtschaft auszugehen, sich als Sackgasse erwiesen hatte, weil er weitere Differenzierungen zu sehr blockierte, scheinen vor allem ~~religiös~~ politische und religiöse Funktionen in der Anwartschaft auf Dominanz konkurriert zu haben: Politische Funktionen im Hinblick auf die Omnipräsenz sozialer Konflikte oder sonstiger Gründe für Dissensüberwindung; religiöse Funktionen wegen der Omnipräsenz von unbestimmbaren Quellen der Überraschung und Enttäuschung, der Verunsicherung und des Misserfolgs. Stärker als im Falle von immer grösser gezogenen Verwandtschaftskreisen musste in den Fällen von Religion und Politik eine Ausdifferenzierung besonderer Rollenkontexte und eine entsprechende Thematisierung der Gesellschaft ~~im ganzen~~ ~~xxx~~ Gesellschaft und Interaktion ~~systematisch~~ differenzieren und zu einer gesellschaftlichen Normierung der Interaktionen Anlass geben; zugleich war in ~~beiden~~ beiden Fällen ausreichende ~~Klarheit~~ und durchgehende Plausibilität auf der Interaktionsebene vorhanden. Genau diese Bedingung liess sich ~~im Funktionsbereich der Wirtschaft nicht erfüllen, weil hier jedes Transzendieren archaisch-interaktioneller Produktionsweisen individuelle, gesellschaftlich nicht verallgemeinerungsfähige Interessen ins Spiel brachte.~~

[ssystems

Entsprechend hatten

situationsfesten Auftretens in der Interaktion bestehen, sondern zur rechten Gesinnung werden¹²⁾. Erst recht war Geschichte erforderlich, um zu zeigen, daß ein Gott ein Volk sowohl im Glück des Auszugs aus Ägypten als auch im späteren Unglück begleitete und damit als Kontingenzformel der Religion auf ein Niveau der Kompatibilität mit Glück und mit Unglück gebracht, also als Weltgott begriffen werden mußte, was die Funktion von Politik zugleich orientierte und relativierte. Selbst-Thematisierungen dieser Art sind also nicht nur, wie man nachträglich feststellen kann, geschichtlich bedingt. Sie sind selbst geschichtlich insofern, als sie Zeittiefe der historischen Erfahrung benötigen, um funktions-spezifische Mythen, Symbole und Folgeerfahrungen als die gesamte Gesellschaft betreffend zu generalisieren. Sie gewinnen aber **als formulierte Traditionsbestände gleichwohl eine gewisse Unabhängigkeit** von ihrer genetischen und ihrer implizierten Geschichte; sie werden in den Synthesen des Mittelalters sogar kombinierbar, obwohl ihre Generalisierungsansprüche nie in einem Gesellschaftssystem gleichzeitig hätten entstehen können und obwohl sie in ihrer implizierten Geschichte und in ihrem Errungenschaftsbewußtsein divergieren.

Ungeachtet aller Divergenzen im einzelnen und ungeachtet aller Transformations- und Abnutzungserscheinungen, aller Verständnisverluste und Nachbesserungen im Laufe einer langen Themengeschichte ist das Konstitutionsprinzip dieser frühen Selbst-Thematisierungen ein einheitliches: die Rückprojektion der funktionsspezifischen Primate und Reflexionen von der Ebene dominanter Teilsysteme auf die Gesellschaft als ganze. Es wird also pars pro toto gesetzt. Wir können auch von einer Hypostasierung der wenigen bereits artikulierten, in Schriftform vorliegenden Rollenerfahrungen sprechen, die im Kontext von Politik bzw. Religion angefallen waren. Sie werden moralisch hochstilisiert und der Gesellschaft als solcher zugeschrieben. Politische Reflexion ist politische Ethik - und nicht etwa Logik der Souveränität.

12) Vgl. Joachim Ritter, Metaphysik und Politik: Studien zu Aristoteles und Hegel, Frankfurt 1969, insb. S. 57-199.

Diese Hypostasierungen werden einerseits durch die bestechende Kraft von Erstformulierungen getragen, die man heute in einer überkultivierten Welt kaum noch nachempfinden kann; sie waren aber auch mitbedingt durch die besondere Lage des Gesellschaftssystems in den Hochkulturen. Die De-Sozialisation der Umwelt und die Konzentration aller sozialer Beziehungen in einem Gesellschaftssystem waren noch nicht realisierbar, und dies aus Gründen, die wiederum im politischen und im religiösen Bereich zu Reflexionsthemen wurden in Bezug auf die Existenz anderer Menschen oder personalisierter Kräfte außerhalb des eigenen Gesellschaftssystems. In dieser Lage konnte auf der Ebene des Gesellschaftssystems im ganzen, in Bezug auf Gesellschaft als Gesellschaft, keine zugleich generelle und hinreichend spezifische Identität ausgearbeitet werden; man hatte die Wahl zwischen verallgemeinerten, auf die Menschheit als Menge der Exemplare bezogenen Humanitätsideen und den wenigen schon durchreflektierten Funktionsperspektiven. Ein dafür adäquates Modell war die bloße Reduplikation der Funktionsmoral: Der Gott und die Christenheit, das Reich und die politische Herrschaft, wobei das "Verhältnis zwischen einem System und seiner Hypostasierung"¹³⁾ teils normativ, teils repräsentativ gedacht und mit einer Kombination von religiösen, ethisch-politischen und rechtlichen Argumenten im Kontext von Naturrecht und praktischer Philosophie artikuliert wurde.

Solche Grundmodelle der Hypostasierung und der Repräsentation legen es nahe, Komplexität als Hierarchie darzustellen und die Einheit des Komplexen durch In-sich-Relationierungen hierarchischen Typs zu respezifizieren. "In allem nämlich", argumentiert Aristoteles, "was aus mehreren Teilen zusammengesetzt ist und aus ihnen zu etwas Gemeinsamem erwächst - sei es nun aus zusammenhängenden oder aus getrennten Teilen -

13) So Hans Kelsen, Gott und Staat, Logos 11 (1923), 261-284 (274).

erscheint immer auch ein Regierendes und ein Regiertes"¹⁴⁾. Dies gelte für die gesamte Natur, vor allem aber für den Bereich der Lebewesen. Diese Ordnung wird über Zwecke integriert, die über die Selbsterhaltung des je Einzelnen hinausreichen. Sie wird als Ordnung der kosmischen Natur und der Gesellschaft begriffen und in den großen scholastischen Synthesen des Mittelalters zur Vereinheitlichung theologischer und ethisch-politischer Reflexionen benutzt. Im Hierarchiemodell gewinnt die logische Paradoxie, daß das Ganze im Ganzen als Teil aktionsfähig werden muß, plausible Gestalt; und für die Gesellschaft heißt dies, daß die "maiores partes" das Ganze vertreten und repräsentieren können¹⁵⁾. Hierarchie ist, wie schon das Wort verrät, die Synthese religiöser und politischer Reflexionsleistungen. Sie ist diejenige Reflexionsform

14) Politik 1254 a 28-30.

15) Daß diese Logik der Hierarchie sehr viel mehr bedeutet als nur eindimensionale Legitimation von Herrschaft oder gar nur Instrumentierung der Durchsetzung herrschender Interessen, und daß sie dieses nur sein kann, weil sie Reflexionsthema der Gesellschaft ist, ließe sich in vielen Hinsichten belegen. Wir wählen ein Beispiel und gehen von der Form aus, in der im Hierarchie-Modell Innendifferenzierung expliziert werden kann. In der Summa Theologiae des Thomas von Aquino (I q. 65 a2) heißt es: "Si autem alicuius totius et partium eius velimus finem assignare, inveniemus primo quidem, quod singulae partes sunt propter suos actus; sicut oculos ad videndum. Secundo vero, quod pars ignobilior est propter nobiliorem; sicut sensus propter intellectum, et pulmo propter cor. Tertio vero, omnes partes sunt propter perfectionem totius, sicut et materia propter formam: partes enim sunt quasi materia totius". Vergleicht man diese Artikulation mit der genau entsprechenden Unterscheidung der drei Systemreferenzen in differenzierten Systemen und ihrer Artikulation als Funktion, Leistung, Reflexion (Vgl. oben....), dann springen folgende Differenzen ins Auge: (1) Die Scholastik interpretiert die relationale Konstellation sofort handlungsnah durch Zwecke; das entspricht ihrem ethisch-politischen Erbe. (2) Sie interpretiert die Teilsystembeziehungen hierarchisch als Verhältnis der weniger vornehmen zu den vornehmeren Teilen und nicht abstrakt als Leistung des Output bzw. Input in je funktionsspezifischen Konstellationen. (3) Sie unterscheidet diese Verwendung des Hierarchie-Prinzips für die Konstruktion von Teilsystembeziehungen nicht deutlich von der Verwendung des Hierarchie-Prinzips zur Konstruktion des Reflexionsmodells schlechthin, nämlich zur Konstruktion der

der Einheit des Komplexen, die als Perfektion präsentiert werden kann, also in Nichtnegierbarkeiten kulminiert, in denen die obersten Teile mit dem Ganzen verschmelzen. Die obersten Teile werden für das Ganze hypostasiert - was in dem Maße der Realität entspricht, als die Gesellschaft geschichtet ist und spezifische Funktionsprimare, weil es nur wenige gibt, aufs Ganze rückprojiziert werden können.

In der neueren Zeit haben sich mit dem Aufstieg der Wirtschaft zu einer relativ eigenständigen Zentralfunktion des Gesellschaftssystems die Voraussetzungen für Prozesse der Selbst-Thematisierung tiefgreifend gewandelt. **Zunächst treten neuartige Reflexionsbegriffe auf. Die Selbstbeziehung wird nicht mehr nur als Denken des Denkens oder als Glauben an den Glauben begriffen, sondern daneben - mit sehr unterschiedlichen Konsequenzen für die Gesellschaftstheorie - als Gewalt (Hobbes) oder als Eigentum (Locke) in Bezug auf sich selbst. Beide Formen von Selbstreferenz individualisieren. Das rechtfertigt es, sie für "natürlich" zu halten. Und erst daraus, daß der Einzelne seinen eigenen Körper nach selbstbezogenen Motiven bewegt oder über seine eigene Arbeitskraft, sein Ureigentum, selbst disponiert, folgt etwas für die Strukturen des Gesellschaftssystems.**

-
- zu 15) Beziehungen zwischen den Systemreferenzen (a) Selbstreferenz (b) Beziehung zu anderen Teilsystemen, (c) Beziehung zum Ganzen. Beide Hierarchien verschwimmen ineinander, was der strukturell ambivalenten, das Ganze repräsentierenden Stellung der maiores partes entspricht. Das hat die Folge, daß die Selbstreferenz auf die unterste Stufe dieser Hierarchie gerät (und nicht etwa wie in der Bewußtseinsphilosophie als (jedermann zugängliches!) Korrelat zu Welt schlechthin fungiert). Wie immer die Thematisierung der Welt erfolgt, sie kann jedenfalls nicht selbstreferentiellen Orientierungen des Bewußtseins zugeschrieben werden. Und (4) haben infolge der Reduktion auf Handlung, Zweck und Hierarchie die Prämissen dieses Modells höheren Informationsgehalt; sie werden voraussetzungsreicher eingeführt und eignen sich daher weniger zur Selbst-Thematisierung hochkomplexer Gesellschaften.

Neben und mit Hilfe dieser neuen, funktionsspezifisch lokalisierbaren Selbstreferenzen verändern sich die thematischen Strukturen, mit denen man die gesellschaftliche Relevanz von Wirtschaft begreift und in ein neues, "bürgerliches" Verständnis von Gesellschaft rückprojiziert. Die neuartige Relevanz der Wirtschaft beruht nicht auf ihrer eh und je gegebenen Notwendigkeit für gesellschaftliche Lebensführung und erst recht nicht auf der puren Kausalabhängigkeit aller höherentwickelten gesellschaftlichen Errungenschaft von Technologien und Produktionsleistungen. Sie geht von einem neuartigen Grade der Ausdifferenzierung des Wirtschaftssystems aus, der die Wirtschaft einer ethisch-religiösen ebenso wie einer direkt politisch-administrativen ("polizeilichen") Reglementierung entzieht. Allein schon die zeitlichen und sozialen Distanzen, die bei zunehmender Produktion für Märkte zwischen Herstellung und Verteilung der Güter treten, zwingen dem 17. und 18. Jahrhundert neuartige Reflexionsthe-

men auf: Die irreduzible Differenz von Werten (als gesamtgesellschaftlicher) und Preisen (als wirtschaftsspezifischer) Reflexionsform der Handlungsorientierung wird bewußt, wird thematisiert, wird problematisiert; Produktion kann nicht mehr am Verbrauch, sondern nur noch am Gewinn ihre Rechtfertigung finden; Arbeit muß aufgewertet¹⁶⁾ und zugleich disponibel gemacht werden; Rationalität kann nicht mehr aus Werten gezogen werden, die aber fortexistieren und deshalb in neuartiger Weise begriffen werden müssen, sondern nur noch aus einem Vergleich von Relationen, etwa als relativ günstigstes Verhältnis von Aufwand und Ertrag. Von da ab zerstört, ausgehend vom Ökonomischen, die Notwendigkeit, auch Relationen noch zu relationieren, um Grenzwerte der Variation fixieren zu können, die unmittelbare Überzeugungskraft der Verhältnisse: der Hierarchien, der Repräsentationen, der Kausalitäten und des Zweckbezugs der Mittel. In dieser Hinsicht transformiert die autonom gewordene Wirtschaft die Gesellschaft unterhalb aller Kontinuitäten und Diskontinuitäten, ohne daß damit über die Stellung der Wirtschaft im Verhältnis zu anderen Funktionssystemen und über das Ausmaß der Ökonomisierung gesellschaftlicher Prozesse sowie über die Folgen dieser Transformation schon entschieden wäre.

Nach diesen Veränderungen, die einen eigenständigen funktionalen Primat des Ökonomischen im Wirtschaftssystem errichten, ist eine Bestimmung der Wirtschaft weder aus der Familie noch aus der Politik und erst recht nicht als durch Gott verordnete Mühsal möglich. In der Hegelschen Fassung des Problems

16) Hierzu als Überblick Werner Conze, Arbeit, in: Otto Brunner / Werner Conze / Reinhart Koselleck (Hrsg.), Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. I, Stuttgart 1972, S.154-215. Siehe als einen der klassischen Belege für die Tendenzwende die naturrechtliche Argumentation bei John Locke, Two Treatises of Civil Government II ch.5 §§ 26 und 27 mit der Herleitung des Rechts auf das Arbeitsprodukt aus dem natürlichen Eigentum (!) am eigenen Leib, also aus einem Prinzip vorsozialer (metapolitischer) Gleichheit. Da damit Eigentum selbst auf Arbeit (also, im Unterschied zu Grotius und Pufendorf, auf ein nichtvertragliches Prinzip) zurückgeführt werden kann, bahnt dieses Begriffsmanöver zugleich den Weg für die Legitimation vertragslosen Einkommens: Profit.

schiebt diese Ökonomie sich zwischen die Familie und den Staat, ihre Ambitionen dadurch verratend, daß sie den Titel Gesellschaft usurpiert.

Bereits in der Frühphase bürgerlicher Gesellschaftstheorie beginnt der Gesichtspunkt spezifisch ökonomischer Rationalität andere Funktionsbereiche des Gesellschaftssystems zu präokkupieren, vor allem solche mit noch nicht ausdifferenzierten Begriffstraditionen und Erfahrungen. So gilt bis weit ins 18. Jahrhundert hinein Arbeit als das wichtigste Erziehungsmittel - sowohl für Kinder als auch für Problemfälle unter den Erwachsenen¹⁷⁾. Von dort her war nur ein Schritt zu tun, und der klassische Reflexionsstil des Rückprojizierens funktionaler Primare trat erneut in Kraft: Die wirtschaftliche Produktion wurde zum dominanten, die Gesellschaft tragenden und evoluierenden Faktor erklärt, Arbeit wurde als ihr Verhältnis zur (de-sozialisierten) Natur begriffen und die gesellschaftliche Reflexion auf wirtschaftliche Strukturen hingelenkt - so namentlich in der an Karl Marx anknüpfenden Literatur. Das Raffinement der Marxschen Theorie liegt in der Lokalisierung des Reflexionsprinzips: Nicht durch die Produktion, sondern durch den Markt wird die Gesellschaft zur Reflexion gebracht¹⁸⁾. Sie reflektiert ihre Einheit daher nicht als gemeinsames Ziel, sondern als **Antagonismus**. In der Theorie konnten Aussagen über Variation der

17) Vgl. etwa L.L. Schücking, Die Familie im Puritanismus: Studien über Familie und Literatur in England im 16., 17. und 18. Jahrhundert, Leipzig - Berlin 1929; Lotte Koch, Wandlungen der Wohlfahrtspflege im Zeitalter der Aufklärung, Erlangen 1933.

18) Daß dies so formuliert werden konnte, hat sicher nicht nur gesellschaftsgeschichtliche, sondern auch spezifisch themengeschichtliche Bedingungen. Denn schon in der alteuropäischen Gesellschaftstheorie und speziell im frühbürgerlichen Naturrecht war der Vertrag als konstituierende Bedingung des Gesellschaftssystems angesehen worden, als Form, in der Sozialität sich als humane konstituierte. Adam Smith substituierte für Vertrag Markt. Diese Theorie-tradition konnte dann fortgesetzt und zugleich negiert werden durch den Nachweis, daß die am Markt konstituierte Einheit der Gesellschaft diese bei aller politisch-rechtlichen Sicherheit zu einer inhumanen macht.

Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse dann benutzt werden, um die Bedingungen der Reflexion zu variieren, also die Selbst-Thematisierungsleistungen der Gesellschaft als historische zu begreifen. Daß die Wirtschaft eigentlicher Träger des Reflexionsgeschehens sei, das freilich wurde vorausgesetzt.

Indes: Am Ende einer langen Denkgeschichte konnte man nicht einfach eine Hypostase durch eine andere ersetzen. Schon Marx mußte Handlungen und Vorstellungen berücksichtigen, die sich in die ökonomische Reihung Produktion/Distribution/ Konsum nicht einrangieren ließen, und er konnte dies nur mit re-totalisierenden Begriffen wie Entsprechung, Spiegelung, Ausdruck, die für sich selbst nichts besagen¹⁹⁾. Im übrigen ^{war} die Begründungsschwäche einer ökonomistischen Gesellschaftstheorie sofort evident, da die Tradition anders orientierter Hypostasierungen aufbewahrt und in der durch die politische Revolution gegebenen Form des "modernen Staates"²⁰⁾ virulent blieb. Neben einer strikt ökonomistisch fundierten Gesellschaftstheorie (mit einem Konzessionsbereich für "Ideologien", die die Verhältnisse zum Sprechen bringen), werden multiple Gesellschaftstheorien ausgebildet - sei es in der Form von Typengegensätzen mit Optionsaufforderung wie in der Spencerschen Unterscheidung militanter und industrieller Gesellschaften²¹⁾, sei es als Unterscheidung zweier simultaner Aggregationsweisen eines Volkes als "Staat und Gesellschaft"²²⁾.

19) "Diese Verlegensheitsmetaphern", schreibt Jürgen Frese, "erklären nicht, sondern bezeichnen nur das Wiederhervortreten eines Ganzen nach der die Phänomene entstellenden, verdunkelnden Abtrennung des produktiven und des Markt-Handelns vom Gesamtzusammenhang des Handelns" (Prozesse im Handlungsfeld, Ms. Bielefeld 1974, S. 71 f.).

20) Zur Geschichte dieses Terminus Stephan Kalweit, Der 'moderne' Staat: Ein historischer Begriff und seine Problematik,

21) Vgl. The Principles of Sociology, Bd. II, London-Edinburgh 1893, S. 568 ff. (§§ 547 ff.). Man beachte die Einführung dieser Unterscheidung als Typologie politischer (!) Organisation.

Die Selbst-Thematisierung der Gesellschaft blieb auf der Basis einer Mehrheit von nichtwegdiskutierbaren Funktionsprimaten kontrovers, zum Beispiel in der Form eines nicht zu beendenden Streites über die relative Bedeutung von Materie oder Geist, Wirtschaft oder Kultur für die Entwicklung der Gesellschaft.

und "eigentlich"
ausschlaggebende
Faktoren.

Die begrifflichen Arrangiertechniken sind dieser neuartigen Situation nicht angepaßt worden. Nach wie vor scheint die Frage zu gelten, was Essenz und was Akzidenz sei, was Grund sei und was Folge. Nach wie vor behauptet etwa der Marxismus notwendige Gesetze der Entwicklung. Nach wie vor versucht man die Konstruktion hierarchischer Modelle der relativen Stellung einer Mehrzahl von Faktoren - so vor allem die Hierarchisierung der ermöglichenden und der kontrollierenden Faktoren in der "hierarchy of control" bei Talcott Parsons. Für den Struktur-Funktionalismus war dies, genau komplementär zum Marxismus, zeitweilig geradezu Programm, daß man an Invarianten anzuknüpfen habe²³⁾. Nach wie vor suchen also Intellektuelle unserer Zeit die Gesellschaft als ein Phänomen mit vorweg limitierter Kontingenz zu begreifen - und nicht als sich selbst limitierende Kontingenz^{23a)}.

22) Als neuere, rückblickende Darstellungen siehe etwa Werner Conze, Staat und Gesellschaft in der frührevolutionären Epoche Deutschlands, Historische Zeitschrift 186 (1958), S. 1-34, in erweiterter Fassung in ders., Staat und Gesellschaft im deutschen Vormärz, Stuttgart 1962, S. 207-269; Manfred Riedel, Hegels "bürgerliche Gesellschaft" und das Problem ihres geschichtlichen Ursprungs, Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie 48 (1962), S. 539-566, neu gedruckt in ders., Studien zu Hegels Rechtsphilosophie, Frankfurt 1969, S. 135-166; Horst Ehmke, "Staat" und "Gesellschaft" als verfassungstheoretisches Problem, Festgabe für Rudolf Smend, Tübingen 1962, S. 23-49; Erich Angermann, Das Auseinandertreten von Staat und Gesellschaft im Denken des 18. Jahrhunderts, Zeitschrift für Politik 10 (1963), S. 89-101; Ernst-Wolfgang Böckenförde, Die verfassungstheoretische Unterscheidung von Staat und Gesellschaft als Bedingung der individuellen Freiheit. Vorträge der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften, Opladen 1973.

23) Trotz förmlicher Revisionen - vgl. etwa Talcott Parsons, Die jüngsten Entwicklungen in der strukturell-funktionalen Theorie, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 16 (1964), S. 30-49 - wurde diese Behandlung

Mit dem Entdecken und Aufwerten weiterer Funktionsprimare wird dieser Prozeß der Formulierung neuer konkurrierender Gesellschaftstheorien schließlich nur noch wiederholt. Diejenigen zum Beispiel, die die zunehmend zentrale Relevanz von wissenschaftlicher Forschung und kognitiv spezialisierter Erziehung als besonders eindrucksvoll empfinden, charakterisieren die Gesellschaft, in der wir leben, als Leistungsgesellschaft, als post-industrielle Gesellschaft oder, abwertend, als technokratische Gesellschaft, ohne damit den begrifflichen Elementen des Prozesses der Selbst-Thematisierung mehr hinzuzufügen als eine weitere Problemperspektive, einen weiteren Gesichtspunkt²⁴⁾. Zugleich verliert jedoch diese Art des Hypostasierens von Funktionsperspektiven generell an Überzeugungskraft: Das Begriffsvermögen nimmt, verglichen etwa mit der Marxschen Theorie, ab; der Anteil an bloßen Behauptungen nimmt zu; brachliegendes Theoriepotential wird gar nicht mehr genutzt

Das hat nicht zuletzt ganz realistische, —————>

← in den Strukturen des Gesellschaftssystems selbst liegende Gründe. Wo immer neue Funktionsprimare als Zentralperspektiven aufgenommen und entwickelt werden, wird man angesichts der Vielzahl solcher Notwendigkeiten ihre Gewichtung nur noch makro-opportunistisch im Hinblick auf

zu 23) theoretischer Prämissen nie aufgegeben, sondern nur in analytische Abstraktionen verlagert. Für eine strukturalistisch-marxistische Version (natürlich mit Umkehrung der Emphase) siehe Klaus Eder, Komplexität, Evolution und Geschichte, in Franz Maciejewski (Hrsg.), Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie, Beiträge zur Habermas-Luhmann-Diskussion, Frankfurt 1973, S. 9-42, der von Althusser die Unterscheidung von determinierenden und dominanten Strukturen übernimmt.

23a) Als Kritik eines solchen Ausgangs von a priori Denknötwendigem siehe Harold J. Bershady, Ideology and Social Knowledge, Oxford 1973.

24) Siehe zusammenfassend Daniel Bell, The Coming of Post-industrial Society: A Venture in Social Forecasting, New York 1973. Zum Begrifflichen siehe nur die Vorstellung eines "axialen Prinzips" (a.a.O. S. 10, 112 ff. u. ö.), um das herum sich ein neuartiger Gesellschaftstyp formiert.

momentane Engpässe der gesellschaftlichen Entwicklung begründen können. Und selbst wenn eines dieser Zentralprobleme überragende Bedeutung gewänne, würden die von ihm ausgehenden Ansprüche auf Kompatibilität anderer Gesellschaftsbereiche entkonkretisiert und abgeschwächt werden müssen. Ein neuer Primat etwa der Funktion theoriegesteuerter Technologie könnte sehr wohl auf das Gesamtsystem der Gesellschaft projiziert und dieses als Gemeinschaft, wenn nicht der Gebildeten, so doch der Könner und Macher begreifen. Aber an thematischen Verzerrungen solcher Reflexionsvorschläge wird man sofort erkennen, woher sie kommen. Man wird sie diskontieren, wird sie zuordnen können. Ihr Reflexionsstop hat nicht mehr die Form der Perfektion, sondern die Form des unbestreitbaren Standpunktes. Identitätszumutungen dieses Typs werden daher nicht mehr jenen strukturierenden Zugriff auf andere Teilsysteme der Gesellschaft beanspruchen können, der einst von Religion und Politik und dann in schon abgeschwächter Form von der Wirtschaft ausging. Nicht nur die Funktionsautonomie anderer Teilsysteme, auch das Selbstverständnis des Wissenschaftssystems und die Eigenart seines Mediums Wahrheit würden das verhindern. Mit anderen Worten: die Möglichkeit, die Identität des Gesellschaftssystems durch Rückprojektion von Funktionsprimaten zu bestimmen, bauen sich in der gesellschaftlichen Entwicklung von selbst ab.

Die Erfahrungen mit Versuchen des 19. und 20. Jahrhunderts, Gesellschaft zu bestimmen, legen eine Schlußfolgerung nahe: Wahrscheinlich muß in hochdifferenzierten Gesellschaften, die eine Vielzahl relativ eigenständiger Funktionen ausdifferenziert und als Orientierungsprimat für Teilsysteme institutionalisiert haben, überhaupt darauf verzichtet werden, die Gesellschaft als Ganze durch Rückprojektion funktionaler Primare zu identifizieren. Das führt nur zu konkurrierenden Hypostasierungen. Da es dafür in der Gesellschaft zu viele alternierende Möglichkeiten gibt, die alle ihre eigene Unerläßlichkeit anführen und die der anderen nicht ausschließen

können, kann die Einheit des Gesellschaftssystems so nicht mehr reflektiert werden. Jene Rückprojektionen konnten Wahrheitsgeltung nur beanspruchen, solange jeweils nur eine dominierte und solange die Selbst-Thematisierung der Gesellschaft nicht ihrerseits als Funktion oder als Prozeß thematisiert wurde.

Dieser Reflexionsstop bei der Hypostasierung einer Funktionsperspektive ist jedoch, und sei sie noch so "wichtig", nach Hegel reflexionslogisch nicht mehr möglich. Und auch systemanalytisch läßt der Fehler sich sehr rasch aufdecken: Er liegt in der Verquickung unterschiedlicher Systemreferenzen und in der Verkennung der begrenzten, teilsystemspezifischen Geltung aller gesellschaftlichen Funktionsprimat. Trotz gesamtgesellschaftlicher Institutionalisierung der Relevanz von Politik gilt ein Primat der Politik nur für das politische System der Gesellschaft, ein Primat der Wirtschaft nur für das Wirtschaftssystem der Gesellschaft; und das gleiche gilt mutatis mutandis für Religion, für Wissenschaft, für Erziehung, für jede noch hinzuzubildende besondere Funktion. Es ist nämlich die Bedingung der Möglichkeit von Funktionsprimaten, daß nur ihre Relevanz, nicht aber auch ihr Vorrang, auf der Ebene des gesamtgesellschaftlichen Systems institutionalisiert wird, weil ja jede Funktion als unerläßliches Moment am Ganzen den Vorrang vor allen anderen beanspruchen kann, indem **alle existentiell durch jede einzelne bedingt sind.**

Wenn die Zahl der Zentralperspektiven, die ausdifferenziert und auf besondere Teilsysteme verlagert werden, zunimmt, müssen nicht nur Adressen für Kommunikation, sondern auch Reflexionsthemen nach Systemreferenzen unterschieden werden. Das mindert die Selbst-Thematisierung der Teilsysteme nicht in ihrer gesellschaftlichen Relevanz, führt aber zu ihrer Umstrukturierung. Angesichts der anderen Perspektiven und Reflexionsmöglichkeiten anderer Funktionsbereiche gelangen die Teilsysteme zu der Erkenntnis, daß sie nicht als pars pro toto gesellschaftliche Relevanz beanspruchen können, sondern

nur in dem Maße, als ihnen nach Maßgabe des oben (4 III 3) skizzierten Modells der Integration von Funktion, Reflexion und Leistung eine Abstimmung ihrer Identität mit ihrer systemspezifischen Funktion und den an sie adressierten Leistungserwartungen gelingt. Innergesellschaftlich müssen dann Reflexionsleistungen in anderer Form erbracht werden als gesamtgesellschaftlich, und diese Formdifferenz, die den Unterschied der Reflexionsebenen realisiert, hindert eine naive Rückprojizierung funktionaler Primate. An dieser Differenz wird dann auch die Selbst-Thematisierung selbst thematisch.

Diese Einsichten schließen es nicht aus, auch nach der Funktion des Gesellschaftssystems selbst noch zu fragen. Aber die Antwort auf diese Frage kann offensichtlich nicht länger durch Hinweis auf eine oder einige der wichtigen, in der Gesellschaft zur Differenzierung in Teilsysteme benutzten Funktionen gegeben werden; sie erfordert eine auf das Gesellschaftssystem als System zugeschnittene Reflexion: eine hinreichend spezifisch generalisierte Theorie der Gesellschaft.

3) Leitfaden der Negation

Während die Rückprojektion funktionaler Primate das Interesse an Selbst-Thematisierung der Gesellschaft mit Inhalten gefüllt hatte parallel zur evolutionären Ausdifferenzierung von Zentralfunktionen, gibt es daneben einen formaleren Gesichtspunkt, der ebenfalls mit der gesellschaftlichen Evolution variiert: die Behandlung der mit allem Sinnerleben verbundenen Fähigkeit zu negieren.

Negierenkönnen ist zunächst ein Faktum gesellschaftlicher Realität, ein Aspekt am Gegenstand aller gesellschaftswissenschaftlichen Erkenntnis; zugleich aber derjenige Aspekt, der diesen Gegenstand mit der Erkenntnis selbst verbindet, nämlich der Erkenntnis in gleicher Weise innewohnt und so allmählich zum Thema der Reflexion wird, bis schließlich Negativität als dasjenige **Strukturmoment** erkannt wird, das die Identität von Gegenstand und Erkenntnis begründet.

Als etwas bloß Vorkommendes wird Negation in der älteren Tradition zunächst als Beraubung (*stéresis*, *privatio*) begriffen, die dem Gegenstand etwas wegnimmt oder abspricht, was ihm natürlicherweise zuwächst oder zukommt²⁵⁾. Die Realität ist schon da, wenn die Negation ihre Operation beginnt; das Positive ist ihr vorkonstituiert (wenngleich nicht in der Form affirmierter, die Negation ausschließender Positivität). Das scheint Gemeinverständnis der alteuropäischen Tradition gewesen zu sein, ein Vorverständnis, das nicht nur die Naturauffassung und die Moral der praktischen Philosophie beherrscht, sondern durchschlägt bis in entlegenere Themen der Literatur, indem es zum Beispiel das Komische marginalisiert²⁶⁾ und für die rhetorische Verteidigung von Wertpositionen eine Widerlegung von Gegenargumenten genügen läßt²⁷⁾. Weder logische noch theologische Bedenken, wie sie etwa im Begriff der *annihilatio* (symmetrisch zu *creatio*) sich formieren, setzen sich gegen diesen massiven Aristotelismus durch. Er entspricht am besten einer moralisch integrierten Gesellschaft, die ja nicht nur das Gute emphatisch empfiehlt, sondern ganz realistisch gesehen gar nicht die Möglichkeit hat, eine nach der Logik des Bösen konzipierte in sich konsistente Verhaltensordnung aufzubauen. Es ist dann durchaus vernünftig, den Realitätsprimat des Einen (Positiven), des Wahren und des Guten als Negationsschranke zu akzeptieren und Reflexion als Anerkennungsreflexion zu praktizieren - was die logische Möglichkeit, auch diese Position zu negieren, nicht ausschließt, aber ins Inhaltsleere und Folgenlose führt. Alle Kritik orientiert sich dann an einer Skala der Perfektion, die in Nichtnegierbarem kulminiert.

25) Begrifflich wird davon der Gegensatz (*enantiótes*, *oppositio*) unterschieden. Aber der Gegensatz verliert in seiner logischen Form als Widerspruch seine Legitimität, so daß nur Privation als Realvorkommendes anerkannt werden braucht.

26) Vgl. [Rainer Warning, Funktion und Struktur: Die Ambivalenzen des geistlichen Spiels, München 1974, insb. S. 107 ff.

27) Siehe in Bezug auf Gerechtigkeit z.B. Chaim Perelman, Über die Gerechtigkeit, dt. Übers., München 1967, S. 139.

[Harvey Cox, Das Fest der Narren, Stuttgart 1970;

Könnte dies, kann dies überhaupt je sich ändern?

Ein erster gesellschaftstheoretischer Einbruch erfolgte im 17. Jahrhundert mit Hilfe des Denkmittels der Privation selbst, vor allem (aber keineswegs nur) bei Comenius und Hobbes²⁸⁾. Die Technik privativen Negierens wird ^{generalisiert} benutzt, um den Begriff des Menschen aller Merkmale einer angeborenen sittlichen Sozialität zu berauben und damit die Sozialordnung selbst auf den Nullpunkt zu bringen, von dem aus sie, sei es mit pädagogischen, sei es mit rechtlich-politischen Mitteln, zu erstellen ist^{28a)}. Ohne den Begriff der Negation zu revolutionieren, wird er so gegen den Menschen gerichtet, daß für die Gesellschaft eine der annihilatio gleichkommende Reflexionslage entsteht: Sie muß sich als Negation ihrer Annihilation reflektieren und praktisch herstellen²⁹⁾. Die Begriffe der Natur und der Vernunft werden so transformiert, daß ihr Zusammenspiel genau dafür hinreichende Instruktionen und methodische Möglichkeiten anbieten kann.

Diesem ersten Schnitt mißlang gleichwohl die Reduktion der Natur³⁰⁾. Die Natur begann, so zurückgeschnitten, erneut zu wuchern³¹⁾, ja die Reflexion zu überwuchern³²⁾. Erst Hegel

28) Zum breiteren geistesgeschichtlichen Hintergrund vgl. auch Hans Blumenberg, Ordnungsschwund und Selbstbehauptung: Über Weltverstehen und Weltverhalten im Werden der technischen Epoche, in: Helmut Kuhn / Franz Wiedemann (Hrsg.), Das Problem der Ordnung: Sechster Deutscher Kongreß für Philosophie, München 1960, Meisenheim am Glan 1962, S. 37-57.

28a) In den Grenzen des Arguments C.B. Mcpherson, Die politische Theorie des Besitzindividualismus: Von Hobbes bis Locke, Frankfurt 1967, insb. S. 30 ff.

29) Vgl. dazu Manfred Riedel, Zum Verhältnis von Ontologie und politischer Theorie bei Hobbes, in: Reinhart Koselleck / Roman Schnur (Hrsg.), Hobbes-Forschungen, Berlin 1969, S. 103-118.

30) Zu Unschärfen in dieser Hinsicht bei Hobbes vgl. C.B. Macpherson, The Political Theory of Possessive Individualism: Hobbes to Locke, Oxford 1962 (dt. Übers., Die politische Theorie des Besitz-Individualismus, Frankfurt 1968).

31) Zum Naturbegriff im 18. Jahrhundert Joachim Ritter, Hegel und die französische Revolution, Köln-Opladen 1957; Robert Spaemann, Genetisches zum Naturbegriff des 18. Jahrhunderts, Archiv für Begriffsgeschichte 11 (1967), S. 59-74.

findet, dank Kant, erneut eine sich zuspitzende Problematik vor: In der erkenntnistheoretisch bedingten Reduktion auf das "Ding an sich" ist die Natur nicht mehr zu denken, also zu negieren. Die Erkenntnis konstituiert ihren Gegenstand als die Unmöglichkeit, ihn zu erkennen, und kann ihr Gegenstandsverhältnis, also sich selbst, daher nur über selbstreferentielles Negieren begründen. Das wäre ein bloßes Nachrationalisieren eigenen Wollens, würde nicht der Gegenstand in seiner unberührten Unmittelbarkeit schon als Selbstnegation gedacht werden. Mit dieser Prämisse aber öffnet sich die Reflexionslogik für einen nicht in der Natur, wohl aber in der Gesellschaft vorfindbaren Tatbestand: für eine Interpretation der wechselbezogenen Negativität menschlichen Handelns. In der Realität entspricht dem eine Gesellschaft, die sich vorstellt, ihre Integration durch Mobilität leisten zu können³³⁾.

Dieser Ausgangspunkt wird zunächst nur am Beispiel des Rechts und der Wirtschaft ausgearbeitet, wobei die Themenlage und die politische Einschätzung der gesellschaftsimmanenten Negativität sich von Hegel zu Marx etwas verschieben. Dieser Themenwahl kommen der Abstraktionsgrad und die strukturelle Durchsichtigkeit dieser Funktionsbereiche entgegen ebenso wie der Umstand, daß die Gesellschaft jener Zeit sich in hohem Maße mit dem Funktionsprimat der Ökonomie identifiziert. Aber diese thematische Fixierung bleibt einseitig, wird der reflexionslogischen Reichweite der Problemstellung nicht gerecht, und ihre nur partielle Ausarbeitung wird mißbraucht, wenn daraus eine "Kritik der politischen Ökonomie" abgeleitet wird.

32) Dies wurde dadurch begünstigt, daß der Begriff der Reflexion sein Auslöseproblem in Fragen des intersubjektiven Konsenses hatte (Vgl. dazu Werner Brock, Zum Phänomen und Begriff der Reflexion bei John Locke: Ein Fragment, Festschrift Robert Heiß, Köln 1963, S. 215-237) und damit auf Erkenntnisprozesse unter dem Aspekt der Logik und der Methodologie eingeschränkt war.

33) Selbst heute findet man zuweilen noch diese Gleichsetzung von Integration und Mobilität - siehe etwa Edmund Dahlsström, Developmental Direction and Welfare Goals: Some Comments on Functionalistic Evolutionary Theory about Highly Developed Societies, Acta Sociologica 17 (1974), S. 3-21 (9 f.).

Damit wird in jedem Falle, bei Hegel wie bei Marx, die Hoffnung auf Politik zurückgelenkt - nur weil in diesem Funktionsbereich die immanente Negativität selbstreferentieller Begründungssequenzen noch nicht analysiert ist.

Eine (negative) Konsequenz aus all dem ist leicht zu ziehen: Die Reflexion der Identität des Gesellschaftssystems muß durch Negation vermittelt werden. Sie muß die Möglichkeiten der Negation kontrollieren können, gegen die sie Identität setzt. Dafür genügt es jedoch nicht, die Möglichkeit der Negation dieser Identität selbst zu bedenken und abzuwehren. Es genügt also nicht, einen Grund anzugeben dafür, daß die Gesellschaft besteht und nicht nicht besteht³⁴⁾. Das Bestandsproblem ist keine zureichende Reflexionsformel, weil es immer auf kontingente Wahrheiten (im Sinne von Leibniz) führt. Entsprechend kann die gesellschaftliche Reflexion sich weder auf eine wechselseitig-privative Negation von Individuum bzw. Gesellschaft stützen; noch kann sie sich mit einer bloß negativen Bewertung der selbstreferentiellen Negativität eines einzelnen Funktionsbereichs (konkret also: der "kapitalistischen" Wirtschaft oder des "bürgerlichen" Rechts) begnügen. So viel ist klar. Um so verständlicher ist, daß die soziologische Theorie, die gerade in diesen beiden Hinsichten adäquatere Vorstellungen erreicht hat, bisher wenig Neigung zeigt, diese Problemtradition fortzusetzen oder gar zu vollenden. Der unmittelbare Rückgriff auf Hobbes, den Parsons versucht hat³⁵⁾, scheitert daran, daß auf der Ebene der Akteure Natur und Sittlichkeit, Bedürfnisse und Sozialisation

34) Deshalb genügt es auch nicht, auf der Basis dieser Fragestellung mit Leibniz zwischen notwendiger und kontingenter Wahrheit zu unterscheiden nach Maßgabe der, wie wir heute sagen würden, "computational complexity". (Siehe Louis Couturat, [Opuscules et Fragments inédits de Leibniz, Paris 1903, Neudruck Hildesheim 1966, S. 408: "Verum necessarium sciri potest per finitam seriem substitutionum seu coincidentia sommensurabilia, verum contingens per infinitam, seu per coincidentia incommensurabilia").

35) natürlich unter Absehen von der Vertragsförmigkeit des Lösungsvorschlages. Vgl. dazu Talcott Parsons, The Structure of Social Action, New York 1937, S. 89 ff.; ders., The Social System, Glencoe Ill. 1951, S. 36 u.ö.

nicht getrennt werden können³⁶⁾ mit der Folge, daß ein positiver Gesamteindruck entsteht, der sich nicht mehr gegen mögliche Negativität profiliert³⁷⁾. Die sich "marxistisch" nennende Soziologie ist zu sehr mit Marx präokkupiert, um an Marx anschließen zu können. So bleibt die Frage erst noch zu stellen, wie ein Gesellschaftssystem die eigene Identität am Leitfaden seiner immanenten Negativität thematisieren kann.

4) Selbst-Thematisierung durch Gesellschaftstheorie

Die neueren Entwicklungen des Gesellschaftssystems haben dessen Selbst-Thematisierung nicht nur erschwert; sie haben sie auch erleichtert. Man muß den Reflexionsstil der Hypostasierung und Rückprojektion aufgeben, und man kann es auch. Die Erleichterungen gehen darauf zurück, daß die Eingrenzung des Sozialen ins Gesellschaftssystem und die De-Sozialisation der Umwelt ihr Ende erreicht haben durch Konstitution eines einheitlichen Weltgesellschaftssystems. Damit ist der Doppelsinn, in dem wir bisher von "Weltgesellschaft" gesprochen haben, aufgehoben; nämlich der projektive Begriff, der besagt, daß jedes Gesellschaftssystem sich eine Welt projiziert, indem es Sinn konstituiert; und der reale Begriff, der besagt, daß es ein einziges, erdumspannendes, Welt konstituierendes Gesellschaftssystem gibt. Die innere Konsequenz sinnbezogener soziokultureller Evolution führt zu dieser Konvergenz, und damit gewinnt zugleich die Soziologie ihre Funktion (was nicht ohne weiteres auch heißt: ihre wissenschaftliche Kompetenz) im Prozeß gesellschaftlicher Selbst-Thematisierung. Es gibt faktisch nur noch diese eine Gesellschaft, die

-
- 36) In der späteren Theorieentwicklung verlagert Parsons dieses Problem in die sog. "hierarchy of control", ohne den Rückbezug auf das "Hobbesian problem of order" und dessen ursprüngliche Lösung über Normkonstitution durch "double contingency" einzubeziehen.
- 37) Siehe den pointierten, aber seinerseits hilflosen Hinweis von Gideon Sjoberg / Leonard D. Cain, Negative Values, Countersystem Models, and the Analysis of Social Systems, in: Herman Turk / Richard L. Simpson (Hrsg.), Institutions and Social Exchange: The Sociology of Talcott Parsons and George C. Homans, Indianapolis - New York 1971, S. 212-229 und die entsprechend verständnislose Erwiderung von Parsons im gleichen Bande.

alle soziale Kommunikation einbezieht und aus nichts anderem besteht als aus Kommunikation. Damit werden Hypostasierungen, welcher Art immer, unnötig. Damit ist die Identifikation des Gesellschaftssystems in einer Weise positiv und empirisch möglich wie nie zuvor. "Transzendentalien" werden rückbeziehbar auf positive und empirische Sachverhalte: auf das Faktum der Kommunikation. Die Gesellschaft (und nicht der Mensch, wie Michel Foucault meint³⁸⁾), ist die empirisch-transzendente Dublette.

So einfach dieser Sachverhalt angezeigt werden kann, so schwierig ist es, hinreichend sichere theoretische Konsequenzen zu ziehen; ganz zu schweigen von den Problemen wissenschaftlich akzeptierbarer Durchführbarkeit, die wir bis zum nächsten Kapitel zurückstellen. Im Anschluß an die beiden vorangegangenen Abschnitte halten wir zunächst zwei Ausgangspunkte fest:

Wenn die Gesellschaft selbst ihre eigene Reflexion realisiert, muß die Gesellschaftstheorie in der Lage sein, mit selbstreferentiellen Begriffen zu arbeiten. Reflexion ist dann nicht länger nur ein erkenntnistheoretisches oder erkenntnistheoretisches Problem, sondern ein vorfindbarer Tatbestand, der geeignete soziologische Begriffe und Verfahren erfordert. In einer Anlaufzeit soziologischer Forschung mochte es angesichts rasch erkennbarer logischer und empirischer Schwierigkeiten als vertretbar erscheinen, diese Forderung nach Beachtung mit begründeter Nichtbeachtung zu beantworten und gerade darin die Abstraktion einer spezifisch wissenschaftlichen Verfahrensweise zu sehen. Diese Phase ist mit dem sogenannten "Positivismusstreit" abgeschlossen, der genau darin ergiebig war, daß er unentscheidbar blieb und die Positionen dadurch destruierte: Weder die dialektische Form selbstreferentieller Begründungsweise noch das schlichte Ignorieren des Problems unter Berufung auf eine Wissenschafts-

38) Vgl. Die Ordnung der Dinge: Eine Archäologie der Humanwissenschaften, Frankfurt 1971, insb. S. 384 ff.

theorie, die ihre eigene Problemtradition nicht mehr kennt, vermochten ~~das~~ ^{Feld} zu behaupten³⁹⁾. Der Ausweg liegt in der Entdeckung, daß die grundlegenden konzeptionellen Neuerungen der Gesellschaftstheorie ohnehin Begriffe verwenden, die selbstreferentielle Tatbestände bezeichnen, und zwar jeweils an der Bruchstelle, die die moderne von der klassischen Gesellschaftstheorie trennt.

Während im 19. Jahrhundert die Evolutionstheorie, trotz Darwin, Evolution als einen gesetzmäßig ablaufenden, makrohistorischen Kausalprozeß angesehen hatte, hat die Kritik inzwischen alle Komponenten dieses Begriffs zersetzt, so daß wir ihn aufgeben mußten. Statt dessen bedeutet uns Evolution jede Strukturänderung des Gesellschaftssystems, die durch Differenzierung von Mechanismen für Variation, Selektion und Stabilisierung zustandegebracht wird. Diese Differenzierung ist aber selbst ein Produkt von Evolution. Während ältere Entwicklungstheorien alle Selbstimplikation des historischen Prozesses in seinen Anfang verlagert und mit der Lehre von den Keimkräften, die sich entfalten (wenn sie nicht daran gehindert werden) oder mit der Schöpfungslehre abgedeckt hatten, gibt die Evolutionstheorie diesem alten Problem eine neue Form, die es von der Bindung an historische Anfänge löst. Evolution setzt sich nun zu ihrer eigenen Erklärung voraus, bringt die Bedingungen ihrer Möglichkeit selbst zustande, ist also Evolution der Evolution. Und die Frage des Anfangs wird uninteressant.

Dasselbe läßt sich in genauer Parallele für die Kommunikationstheorie zeigen. Auch hier ist auf einer deskriptiven Ebene die Selbstbezüglichkeit der sprachlichen Kommunikation seit langem bekannt und fraglos akzeptiert. Man kann sprachlich über Kommunikationen, ja über Sprache selbst sprechen. Aber warum? Der Neuansatz liegt in der Beantwortung dieser Frage, und sie erfolgt durch Rückgriff auf das Theorem der

39) Nachzulesen in: Theodor W. Adorno u.a., Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie, Neuwied -Berlin 1969.

doppelten Kontingenz, die Kommunikation überhaupt erst ermöglicht. Wenn das so ist, steht den Partnern einer Kommunikationsbeziehung die Annahme oder Ablehnung richtig kommunizierter und verstandener Mitteilungen frei. Dies wird bei aller Kommunikation von allen Beteiligten mitgewußt oder jedenfalls marginal mitgesehen. Und nur dadurch entsteht der Bedarf, notfalls noch über Kommunikation kommunizieren zu können. Darauf bezieht sich die Theorie der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien, die ihre Codes auf Sonderkonstellationen dieser Kontingenz spezialisiert. Auch hier gilt also: Eine Theorie, die dem Sinn kommunikativen Verhaltens überhaupt gerecht werden will, muß mit selbstreferentiellen Begriffen arbeiten und beachten, daß jeder Beitrag zur Kommunikation die Fähigkeit zur Erläuterung des Gemeinten in weiteren Kommunikationen impliziert.

Auch für die Systemtheorie ist der gleiche Problemstand erreicht, und zwar dadurch, daß das analytische Schema des Ganzen, das aus Teilen besteht, durch die System/Umwelt-Theorie ersetzt bzw. mediatisiert worden ist. Bei der Unterscheidung von System und Umwelt geht es nicht nur um die Focussierung der Themenwahl auf "dies und nichts anderes"; vielmehr werden alle Systemstrukturen und alle Systemprozesse auf die Umwelt relationiert, und dies gilt sogar, wie die Analyse des Begriffs der Komplexität ergeben hat, für die Festlegung dessen, was jeweils als Element und als Beziehung zwischen Elementen fungiert. Ein System ist danach nichts weiter, und diese Formulierung macht die Selbstimplikation deutlich, als die Differenz zwischen System und Umwelt.

Diejenigen theoretischen Innovationen, die zentrale Theoriebereiche der Gesellschaftstheorie bestimmen und gegeneinander differenzieren, sind demnach zugleich solche, die jeden dieser Bereiche auf einen selbstreferentiellen Begründungsstil zurückführen. In jedem dieser Bereiche treten dadurch logisch nicht behebbare Unbestimmbarkeitsprobleme auf.

Widersprüche zwischen theoretisch möglichen Aussagen können nicht mehr am Gegenstand selbst, durch Verweisung auf Merkmale des Gegenstandes zur Entscheidung gebracht werden⁴⁰⁾. Bestimmbarkeit läßt sich gleichwohl erreichen durch Konstruktion limitationaler Beziehungen zwischen den einzelnen Theoriebereichen, indem jeder die Aussagemöglichkeiten des anderen limitiert - zum Beispiel in der Weise, daß evolutionstheoretische Analysen mit systemtheoretischen oder kommunikationstheoretischen Erkenntnissen durchsetzt werden, die ihrerseits evolutionstheoretische Prämissen verwenden, wenn sie zum Beispiel ihre Geltung auf bestimmte Gesellschaftstypen beschränken.

Dieser **Theoriestil** kombinatorischer Relationierung, dem wir in den ersten vier Teilen unserer Untersuchungen gefolgt sind, bezieht sich erkenntnistheoretisch auf das Problem der Selbstreferenz und der logischen Unbestimmbarkeit im Gegenstand selbst. Darin sieht er die Garantie seiner eigenen, auch historisch reflektierten Adäquität - seiner Ermöglichung durch und Angemessenheit für die moderne Gesellschaft. Er ist gedacht als Verfahren eines Wissenschaftssystems, das sich in einer Gesellschaft findet, die selbstreferentielle Operationen vorsieht und darin erkannt werden muß. Er reagiert zugleich auf zwei weitere, für die heutige Gesellschaft strukturell akute Problemlagen, nämlich auf zwei Verzichte: den Verzicht auf Perfektion und den Verzicht auf Rückprojektion funktionaler Primare, auf Prämissen also, die der Tradition das Denken über Gesellschaft erleichtert hatten.

Der erste Verzicht bezieht sich auf die Behandlung von Negationen. Sieht man Negation als gesellschaftsimmanentes, mit der Erlebnisform von Sinn gegebenes Potential, kann es keine befriedigende Selbst-Thematisierung des Gesellschaftssystems geben, die auf einem Reflexionsstop in der Form vorausgesetzter Nichtnegierbarkeiten beruht. Theoriegeschichtlich gespro-

40) Dies war im übrigen auch die erkenntnistheoretische Position, von der die Dialektik ihren Ausgang genommen hatte. S. Klaus Hartmann, Zur neuesten Dialektik-Kritik, Archiv für Geschichte der Philosophie 55 (1973), S. 220-242.

chen: Man kann nicht hinter Hegel zurückfallen. Die einzige Nichtnegierbarkeit ist die Negation selber, genauer: die Möglichkeit des Negierens, die als Möglichkeit das Negieren von Negationen einschließt. Im Reflexionsprozeß erfordert diese Einsicht eine mehrstufige (aber nicht unendliche) Iteration. So wie Negationen noch negiert, so können auch Selbst-Thematisierungen noch thematisiert werden. Für eine adäquate Behandlung des Reflexionsproblems ist es erforderlich, aber auch ausreichend, beide Stufen der Reflexivität zu berücksichtigen, also auf der dritten stehen zu bleiben. Es genügt der Gesellschaftstheorie, das Selbst-Thematisieren als gesellschaftlichen Prozeß zu thematisieren und ihre eigene Rolle in diesem Prozeß mitzureflektieren. Eine darüber hinausgehende Iteration wird bekanntlich leer und unergiebig, weil sie immer nur wieder sagen würde: Wissenschaft ist Wissenschaft, ist Wissenschaft, ist Wissenschaft.

Das bringt uns an den zweiten **Wendepunkt**. Nur die Gesellschaftstheorie ist in der Lage, auf dieser dritten Stufe der Reflexivität den Primat ihrer eigenen Funktion zu kontrollieren und dessen Rückprojektion auf die Gesellschaft im Ganzen zu vermeiden. Nur in der besonderen Funktionsperspektive der Wissenschaft ist es angelegt, die Gesellschaft für alle zu objektivieren und diese Objektivierung ihrerseits funktionspezifisch als eigentümlich-wissenschaftliche Leistung zu relativieren⁴¹⁾. Nur die Wissenschaft kann bei der Entwicklung

41) Diese Formulierung führt uns erneut in eine gewisse Nähe zur Spätphilosophie Edmund Husserls, besonders zu der Vorstellung, daß wissenschaftlich-rationale Bearbeitung der Lebenswelt das heute offenbar werdende Telos der abendländischen Kulturentwicklung sei. Nur ist die Reflexionsposition der Wissenschaft (und auch der Philosophie) eine ganz andere, wenn sie nicht mehr auf die Subjektivität des transzendentalen Bewußtseins bezogen wird, das sich selbst nicht relativieren kann, **sich also a priori** setzt, sondern auf ein Teilsystem des Gesellschaftssystems, das genau diese Selbst-Relativierung noch zu leisten vermag. Demzufolge geben wir die Vorstellung auf, jenes Telos verlange, die galileische Wissenschaft durch eine wahrhaft objektive transzendente Phänomenologie zu überbieten, und sehen statt dessen im Einbau der Phänomenologie in die spezifisch wissenschaftliche Reflexionsmethodik einen Ausweg.

von Identitätsvorstellungen für das Gesellschaftssystem mit-reflektieren, daß sie selbst dies nur als Teilsystem der Gesellschaft, also in bezug auf ihre eigene Umwelt tut - als ein Teilsystem, das Erfolge bzw. Mißerfolge seiner Thematisierungsannahmen überdauern kann und ein sozusagen entfremdetes Verhältnis zu seinem Gegenstand nicht, diesen negierend, "aufhebt", sondern als spezifische Funktion gerade pflegt. Und nur die Wissenschaft kann dies durch einen Reflexionsstil tun, der die Naivität der Selbst-Hypostasierung aufgibt. Damit ist anderen Teilsystemen nicht jede Reflexionsmöglichkeit abgesprochen; unter ihrer Funktionsperspektive erscheint die Gesellschaft aber jeweils in anders geraffter, nicht auf intersubjektiv übertragbares Erleben zugeschnittener Aggregation, die sich den Zugang zur dritten Stufe der Reflexivität der Negations- und Thematisierungsprozesse versperrt⁴²⁾.

Die These einer Sonderstellung des Wissenschaftssystems und speziell der Gesellschaftstheorie im Kontext gesellschaftlicher Selbst-Thematisierung soll hier zunächst nur den Bereich der Suche nach Möglichkeiten einengen und erste Hinweise geben für Ansprüche an adäquate Leistung. Sie führt nicht zur Neubegründung eines Anspruchs auf den gesamtgesellschaftlichen Primat der Wissenschaft im allgemeinen oder gar der Soziologie im besonderen. Eine solche Projektion würde sofort der analytischen Destruktion, nämlich der Analyse von Reflexionsprozessen zum Opfer fallen. Gerade die wissenschaftliche

42) Das läßt sich besonders gut am politischen System zeigen, dessen Reflexionsthemen in der Art, wie sie zum Beispiel als Verfassung juridifiziert werden, auf einer Unterscheidung von Staat und Gesellschaft aufbauen, die politisch bleibt und in einer Weise formuliert ist, der die Wissenschaft, hier die Soziologie, sofort widersprechen müßte, würde die Formulierung mehr als nur politische oder juristische, nämlich gesamtgesellschaftliche Relevanz beanspruchen.

Anders, nämlich im Sinne eines neuen gesamtgesellschaftlichen Primats von (nicht funktional organisierter!?) Politik, der deshalb auch die Reflexionsfunktionen

[←]für die Gesellschaft im ganzen zufallen, Daniel Bell, The Coming of the Post-Industrial Society: A Venture in Social Forecasting, New York 1973, insb. S. 374 ff.

Analyse selbstreferentieller Begründungssequenzen erweist diese als nachträgliche Totalisierungen. Reflexion ist niemals Begründung, sondern allenfalls Sanktion, Nachrationalisierung eines schon begonnenen theoretischen oder auch politischen oder künstlerischen Engagements. Sie kann sich selbst daher nicht anderen Lebensnotwendigkeiten vorordnen; sie setzt den erfolgten Aufbau der Systeme voraus, ihr fehlte sonst das Thema; und sie kann sich allenfalls als Prämisse weiterer Schritte behaupten, etwa als Prämisse für intersubjektiv überzeugende Darstellung oder für rasch genug erfolgreiche Planung. Das Erfordernis wissenschaftlicher Objektivierung von Reflexionsleistungen führt also nicht zur Behauptung des Vorrangs der Wahrheitsfunktion vor anderen, sondern im Gegenteil zur Aufhebung jeglicher Rückprojektion funktionaler Primat durch Relativierung auch des Prozesses der Selbst-Thematisierung auf eine teilsystemspezifische Funktion im Gesellschaftssystem.

Die diesen reflektierten Gegenstandsbezug kennzeichnende Formel lautet: Kritik. Diese Formel korrespondiert mit der immanenten Negativität bzw. Kontingenz der Gegenstände, mit ihrer Aufschließung durch Relationierungen, in denen jede Festlegung andere Möglichkeiten negiert. Die Formel muß indes, nachdem sie in den Händen der "Frankfurter Schule" zum appellträchtigen Schlagwort degeneriert ist, vor Mißverständnissen bewahrt werden. Vor allem müssen zwei einander stützende Fehlschlüsse vermieden werden: daß (1) die immanente Negativität der gesellschaftlichen Prozesse, etwa des Tausches oder der Kapitalakkumulation, ausreichender Anlaß sei, diese Prozesse negativ zu bewerten; und daß (2) die Wissenschaft ihren Gegenstand zu kritisieren hätte (in der hinreichend bekannten Form von Ideologiekritik, Institutionenkritik, Herrschaftskritik, Kritik asymmetrisch verzerrter Kommunikation). Beide Fehleinstellungen bezeugen durchschlagende moralische Impulse und vereinfachen, ja entdifferenzieren eine sehr viel komplexere Sachlage. Bezogen auf den Gegenstand kann Kritik als wissenschaftliche Maxime nur heißen, daß der Gegenstand die

Wissenschaft nicht hindern darf, sich selbst zu kritisieren. Die Gegenstandskonzeption der Wissenschaft muß diesem Erfordernis nachkommen. Genau das leisten Theorien der immanenten Negativität bzw. der kontingenten Relationierung gesellschaftlicher Prozesse, nicht jedoch die Residualkategorie des "Ding an sich" und erst recht nicht die Vorstellung, daß die Nichtidentität Gegenstand und Erkenntnis als selbstreferentielle Negativität sich dialektisch aufhebe und so vernünftige Wirklichkeit werde.

Eine kritische Gesellschaftstheorie verbessert nicht die Gesellschaft selbst. Solche Selbstüberschätzung lebt von einer "Überidentifikation" der Gesellschaft, darauf komme ich gleich zurück, und endet sehr rasch in Resignation oder gewaltsamen Aktivismus. Eine kritische Theorie vermag allenfalls ihr eigenes Verhältnis zur Gesellschaft als ihrem Gegenstand zu verbessern. Dafür braucht sie systemeigene (also: teilsystemspezifische) Kriterien, die sich nur entwickeln lassen, wenn man im Wissenschaftssystem Gesellschaft als Umwelt, also als Außenhorizont des Wissenschaftssystems und Gesellschaft als Gegenstand des Wissenschaftssystems unterscheidet und nur den Gegenstand als Einheit hypostasiert. Die Umweltsicht der Wissenschaft macht ihr dann jeweils Realitätsüberschüsse zugänglich, die es ermöglichen, jede Vergegenständlichung zu kritisieren⁴³⁾. Jede Kritik bezieht sich dann nicht auf den Gegenstand selbst, sondern auf die eigene vorherige Position-in-Beziehung-zum-Gegenstand; sie bezieht sich also auf eine Relation, die auf beiden Seiten, im Gegenstand und in der Theorie, variiert werden kann. Mit dieser Vorstellung gewinnt das Wissenschaftssystem genug Distanz zu seiner

43) In diesem Kontext fallen sowohl der Empirie als auch der historisch-exakten Quellenanalyse wichtige Funktionen der Irritierung und Störung von Vergegenständlichungen zu, die mit dem Konzept der "Falsifikation" nur unzulänglich, weil zu hypothesenspezifisch, formuliert worden sind. Ähnliches gilt für Gehalte an "Realitätserfahrung", die auf schwer kontrollierbare Weise in soziologische Theoriebildung eingehen. Siehe dazu Alan Dawe, *The Role of Experience in the Construction of Social Theory; An Essay in Reflexive Sociology*, *The Sociological Review* 21 (1973), S. 25-55.

gesellschaftlichen Umwelt, die Theorie genug Distanz zu ihrem Gegenstand, um andererseits dann alle Kritik unter Anschlußzwang setzen ^{zu} können - eben unter den Zwang des Sich-Beziehens auf Beziehungen von Theorie und Gegenstand. Nach allem, was gesagt ist, sollte klar sein, daß auf diese Weise keine Präferenz für sei es Erhaltung, sei es Änderung des Gegenstandes selbst begründet werden kann.

Mit der Modalisierung wissenschaftlicher Kommunikation durch die Bereitschaft, Kritik zu geben bzw. zu akzeptieren, ist rein faktisch natürlich weder eine Erfolgsgarantie verbunden; noch auch nur das ausgeräumt oder neutralisiert, was das Wissenschaftssystem als Eigenperspektive in den Selbst-Thematisierungsprozeß der Gesellschaft einbringt. Wie für jedes Teilsystem der Gesellschaft, so ist auch für die Wissenschaft eine reduktive, die Umwelt verkürzt wiedergebende Perspektive Bedingung der eigenen Leistung. Im Falle der Wissenschaft dürfte die stärkste Wahrnehmungsverzerrung darin bestehen, daß der Vereinheitlichungsgrad, das heißt die Systematizität der Gegenstände überzeichnet wird. Wir hatten bereits von einer Tendenz zur "Überidentifikation" gesprochen. Nicht zufällig hat der Begriff "System" seine neuzeitliche Karriere als Bezeichnung für die Ordnung und Darstellung von Erkenntnissen begonnen. Der wissenschaftliche Beitrag zur Selbst-Thematisierung des Gesellschaftssystems hat immer zu einer Einheitsüberschätzung geführt; man denke nur an den Versuch von Karl Marx, die bürgerliche Gesellschaft allein aus der Bewegungslogik des Kapitals zu begreifen und alle anderen Gesichtspunkte zu marginalisieren. Solche Einheitsvorgaben sind unaufhebbare (wohl aber durchschaubare); operativ notwendige Vorurteile, die jedoch bewußtgemacht und gleichsam diskontiert werden können. Und genau darin kommt die Differenz von Umwelt und begriffenen Gegenständen zum Ausdruck.

Durch die Systemtheorie wird nun dieses Vorurteil selbst zum Thema gemacht und damit möglichen Kontrollen unterworfen. Dies jedenfalls ist die Strategie, die die Systemtheorie ver-

folgt: die Systematizität ihres Gegenstandes als Prämisse einzuführen und im Ausbau der Forschung sich durch einen Prozeß der Abstraktion und der Komplexierung die konkrete Wirklichkeit umweltadäquat zu rekonstruieren. Diese Strategie erfordert, soll sie reflektiert gehandhabt werden, daß die Wissenschaft sich selbst als System-in-einer-Umwelt begreift und ihre Gegenstandsprojektion vor diesem Hintergrund zur Kritik stellt. Und zugleich führt diese Selbst-Thematisierung des Wissenschaftssystems in bezug auf die eigene Umwelt im Falle der Gesellschaftstheorie dazu, daß im Gesellschaftsbegriff Umwelt der Wissenschaft und Einheit eines umfassenden Systems verschmelzen. Die Umwelt ist die Gesellschaft. Für die Gesellschaftstheorie ist, mit anderen Worten, die Selbst-Thematisierung des Wissenschaftssystems nicht unabhängig zu denken von der Selbst-Thematisierung des Gesellschaftssystems und umgekehrt. Aber beides fällt nicht zusammen und wird auch nicht in einer höherwertigen Synthese aufgehoben. Denn jene Zweiheit der System/Umwelt-Referenzen ermöglicht es gerade, den Prozeß der Selbst-Thematisierung auf jene Reflexionsstufe zu bringen, auf der das Thematisieren selbst zum Thema wird. Oder kürzer formuliert: Reflexive Reflexion ist nur in einer funktional differenzierten Gesellschaft möglich.

Mit einem Programm wissenschaftlicher, gesellschaftstheoretischer Selbst-Thematisierung der Gesellschaft ist also keine Koinzidenz von Wirklichkeit und Wahrheit intendiert. Auch ist noch nicht die besondere anwendungsbezogene Leistung der Wissenschaft in Anspruch genommen, die als Partner andere Teilsysteme der Gesellschaft voraussetzt. Auf der Ebene der Prozesse, die Selbst-Thematisierungen entwerfen und kontrollieren, geht es zunächst nur um Formen der Identifikation, also um das Prozessieren von Kontingenz und Negierbarkeit. Genau das soll der Rückbezug auf Wissenschaft garantieren: die Möglichkeit der Negation, der Kritisierbarkeit, der anschließenden Transformation aller Gesellschaftsbegriffe und

aller gesellschaftsbezogenen Aussagen im Teilsystem Wissenschaft offen zu halten, ohne daß dies die Identität der Gesellschaft mit sich selbst oder ihre Identität als Umwelt des Wissenschaftssystems in Frage stellte.

5) Weltgesellschaft als System: Theoriegeschichtliche, systembezogene und reflexionslogische Abgrenzungen

Die Thematisierung der Selbst-Thematisierung kann dazu führen, das gesamte theoretische und methodische Programm der Systemtheorie erneut darzustellen oder gar alle inhaltlichen Erkenntnisse über die Gesellschaft, die dieses Programm stützen, hier wieder einzuspiegeln. Das wäre aber nur eine Wiederholung von bereits Gesagtem im Modus einer höheren Stufe der Reflexivität, die wir uns ersparen und durch gedankliche Bezugnahme ersetzen können. Andererseits hat die Thematisierung von Selbst-Thematisierungen nur einen eigenen Sinn, wenn auch auf einer so weit zurückgenommenen Sinnebene bereits Entscheidungen fallen, das heißt Negationen geleistet, Möglichkeiten ausgeschlossen werden können. Jede Stufe der Reflexivität hat einen ihr zugeordneten Negationsbereich, dient also zugleich als eine spezifische Ebene der Kontrastierung⁴⁴⁾. Die Systemtheorie muß also, will sie sich als Reflexionslogik anbieten, angeben können, was sie auf dieser Ebene der Betrachtung ausschließt.

Sie kann dies tun in der einfachen Form eines historischen Vergleichs mit vorliegenden Selbst-Thematisierungen des Gesellschaftssystems. Dieser Vergleich erzwingt, will er nicht ein bloßes Nebeneinanderstellen bleiben, den Übergang zu einer höheren Stufe der Reflexivität - eben zum Thematisieren von Selbst-Thematisierungen. Und er erzwingt die Rekonstruktion der historischen Vorlagen, so daß sie vergleichbar sind

44) als "level of contrast" oder "contrast set" im Sinne von Charles O. Frake, The Ethnographic Study of Cognitive Systems, in: Anthropology and Human Behavior, Washington 1962, S. 72-85 (78 ff.). Siehe auch ders., The Diagnosis of Disease Among the Subanon of Mindanao, American Anthropologist 63 (1961), S. 113-132.

untereinander und mit der Theorie, die sie rekonstruiert. Diese Aufgabe löst die Systemtheorie durch das Konzept der Rückprojektion funktionaler Primate, durch die Aufklärung und Kritik der Hypostasierung spezifischer Zentralfunktionen. Diese Kritik ist nur systemtheoretisch möglich, weil sie die Theorie der Systemdifferenzierung voraussetzt. Sie ist also selbstimplikativ angelegt. Sie leistet keine a priori geltende Deduktion der Systemtheorie, die zugleich die Richtigkeit anderer Theorien ausschließt; sie zeigt nur die Befähigung der Systemtheorie, eben diese Rekonstruktion zu leisten und diskriminiert Gesellschaftsbegriffe, die dies nicht können.

Dieser erste Überlegungsgang liegt hinter uns. Wir können festhalten, daß die Identifikation der Weltgesellschaft als System nicht auf einer Rückprojektion besonderer Funktionsprimate beruht, vielmehr deren historische Variation mitsamt den Gründen dafür zur Darstellung bringt. Damit stellt sich die Frage, welche Funktion denn die Identifikation der Weltgesellschaft als System erfüllt, wenn es keine spezifisch politische oder keine spezifisch ökonomische Funktion ist. Darauf antwortet der Doppelsinn des Begriffs der Weltgesellschaft: daß sie (heute) das einzige System in der Welt ist, das Welt konstituiert.

Der Ausschließungseffekt dieser Funktionsangabe wird deutlich, wenn wir sie umformulieren: Die Weltgesellschaft identifiziert sich selbst als dasjenige Sozialsystem, das kein anderes Sozialsystem mehr über sich oder mehr um sich hat. Kein anderes mehr über sich - das ist das klassische *superiorem non recognoscens*; kein anderes mehr um sich - das verweist auf die soziale Leere und Kommunikationsunfähigkeit der Umwelt des Weltgesellschaftssystems, auf die Schärfe seiner Grenzen und auf einen neuartigen, gleichsam egozentrischen Typ der Verantwortlichkeit gegenüber einer heterogenen Umwelt.

Weltgesellschaft als System - das setzt also voraus, daß es kein die Gesellschaft transzendierendes, umfassendes Gesamtsystem gibt, das die Welt für die Gesellschaft schon vorkonstituiert. Weder ein transzendentes Bewußtsein noch die Sprache werden als Supersystem oder als einfacher Faktor oder Träger des sinnkonstituierenden Prozesses vorausgesetzt. Im Unterschied zu noch geläufigen Annahmen bezeichnet auch der Begriff der Menschheit kein solches Gesamtsystem, sondern kann allenfalls noch als Gattungsbegriff dienen. Er fällt als Systembegriff - und damit als Thema der Reflexion von Identität - deshalb aus, weil er alle Ebenen des Umweltkontaktes von Systemen (elektrisch/physisch/organisch/wahrnehmungsmäßig/sinnhaft) am Exemplar Mensch gleichsam quer zum Aufbau der Systemtypen aggregiert und damit nur anschauliche, nicht aber systemspezifische (=umweltkontaktspezifische) Identität zur Reflexion bringen kann^{44a}).

Anders formuliert: Der Begriff des Menschen ist ein für Zwecke der Systemanalyse zu konkret und zu umweltdiffus gefaßter Element-Begriff. Der Vorschlag, Weltgesellschaft als soziales System zu identifizieren, setzt demgegenüber die Vorteile größerer analytischer Tiefenschärfe als Argument von nicht nur wissenschaftlicher, sondern gesamtgesellschaftlicher Relevanz, und nennt als Grund dafür die allgemeinen Vorteile höherer Abstraktion bei zunehmender Größe und Komplexität. Bleibt man bei "Menschheit" als zentralem Reflexionsthema gesellschaftlichen "Lebens" (wie man dann sagen muß) und bei "Gattungsgeschichte" als Kontext der Erzeugung von Variationen, zwingt der ganz unspezifische Charakter von Systemproblemen, die damit involviert sind, zur Einführung normativer Vereinfachungen, für die Konsens zu beschaffen schwer fällt. Das führt im Effekt sehr rasch zu einer Repolitisierung des Gesellschaftssystems, zu einer Wiedererrichtung der Rückprojektion des funktionalen Primats der Politik, da die Politik über spezielle Alternativen für die Herstellung von Konsens verfügt, nämlich über Gewalt.

^{44a}) Die alteuropäische Lösung für dieses Problem war bekanntlich: den Menschen vornehmlich (aber nicht ausschließlich!) mit denjenigen Merkmalen in Betracht zu ziehen, die ihn vom Tier unterscheiden. Das entsprach der allgemeinen pars-pro-toto Technik einer Denkweise, die mit dem Schema vom Ganzen und seinen Teilen operiert, ohne dessen logische Probleme lösen zu können.

Daß die Systemtheorie theoriegeschichtliche Ausschließungseffekte hat und sich gegenüber anderen Gesellschaftsbegriffen profilieren kann, dürfte damit hinreichend deutlich geworden sein. Das sind aber nur polemische Bewährungen im Streit der Begriffe und Theorien um Anwartschaft auf gesellschaftliche Relevanz. Da es nicht nur um Selbst-Thematisierung der Wissenschaft, nicht nur um Reflexion auf Kontinuität/Diskontinuität ihrer Theorietraditionen geht, kann dies allein nicht genügen. Die Reflexion muß sich außerdem an der Identität als abgrenzbar erweisen, die sie intendiert: am Gesellschaftssystem selbst.

Akzeptiert man den Verzicht auf eine weitere, die Gesellschaft als Sozialsystem nochmals umfassende Systemeinheit, dann entfällt nicht nur die normative Fernsteuerung durch Gesichtspunkte, denen die Gesellschaft dient; auch die nur für Teilsysteme geltende Unterscheidung der drei Systemreferenzen von Funktion, Leistung und Reflexion (vgl. 4 III 3) wird, da sie Ordnung durch ein Gesamtsystem voraussetzt, unanwendbar. An den Platz, den innerhalb der Gesellschaft die institutionalisierte Funktion für das Gesamtsystem einnimmt, rückt für das Gesellschaftssystem selbst die sinnhafte Konstitution der Welt als Funktion des Gesellschaftssystems, die keiner Institutionalisierung bedarf, sondern faktisch immer erfüllt wird, sobald es zu sozialer Kommunikation kommt. An die Stelle der besonderen Output-Leistung für bestimmte andere Teilsysteme tritt die Garantie einer sozial immer schon geordneten Umwelt für alle Teilsysteme der Gesellschaft, also das Sich-selbst-als-Umwelt-Setzen mit Hilfe eines faktisch realisierten Schemas der Systemdifferenzierung. Die Selbst-Referenz schließlich, die auf Teilsystemebene in der Reflexion auf die je besondere Historik der jeweiligen Symboltraditionen, Theorien, Dogmatiken und deren Ausdifferenzierungsgeschichte gerichtet ist, kann sich im Falle des Gesellschaftssystems nur auf die Sozialdimension und deren Ausdifferenzierungsgeschichte richten. Sozialität ist der besondere Standpunkt und die Selbst-Referenz des Gesellschaftssystems.

Mit diesem allgemeinen Bezug auf Sozialität ist die Gesellschaft gleichwohl ein besonderes, ein wirklich-in-einer-eigenen-Umwelt-existierendes Sozialsystem unter anderen. Sie ist nicht ein bloßer Gattungsbegriff oder die bloße Idee des Sozialen, nicht der Inbegriff aller sozialen Systeme⁴⁵⁾. Sie ist nicht bloß eine zusammenfassende Aussage des Wissenschaftssystems, sondern eine in dessen Umwelt existierende Realabstraktion. Deshalb ist Selbst-Thematisierung der Gesellschaft etwas anderes als das bloße Herausdestillieren allgemeiner Merkmale. Die Spezialisierung auf Sozialität ist vielmehr ein im Vergleich zu anderen Sozialsystemen auszeichnendes Sondermerkmal, das seine Besonderung durch die beiden Funktionsbestimmungen der intersubjektiven Weltkonstitution und der Garantie einer sinnhaften sozialen Umwelt für alle anderen Sozialsysteme erfährt. Kommunikative Sozialität, Weltkonstitution und Umweltgarantie hängen unlösbar zusammen und bedingen sich wechselseitig; sie lassen sich aber als Referenzen des Gesellschaftssystems zu sich selbst, zur Welt und zu anderen Sozialsystemen unterscheiden und zu referenzspezifischen Orientierungen ausarbeiten. Die Unauflösbarkeit der Verknüpfung hängt mit dem Allgemeinheitsgrad dieser Referenzen zusammen, mit dem Bezug auf jede sinnhafte Kommunikation, auf Welt schlechthin, auf alle anderen Sozialsysteme. Die Differenzierungsmöglichkeiten ergeben sich aus der Nicht-identität der Beziehungspole, aus der Unterscheidbarkeit von Gesellschaftssystem, Welt und anderen Sozialsystemen. Und genau das ist die Identität des Gesellschaftssystems: das Durchhalten dieser Verknüpfung bei Variation dieser Referenzen. Diese Identität ist das Thema der Selbst-Thematisierung. Erst auf dieser Grundlage lassen sich gesellschaftstheoretische Analysen führen, die die Identität des Gesellschaftssystems immer schon voraussetzen. Das gilt für die oben (4 IV 4) gestellte Frage, ob die Gesellschaft sich mehr durch ihre Umwelt oder mehr durch ihre eigene Geschichte bestimmen

45) Siehe dazu oben

läßt und wie diese Differenz mit der gesellschaftlichen Evolution variiert. Das gilt erst recht für die Frage, wie die Gesellschaft die wichtigsten Sektoren ihrer eigenen Umwelt, Menschen und sonstige physische oder organische Systeme, miteinander vermittelt und wie diese Vermittlung evolutionär variiert.

Mit einem letzten Schritt der Analyse verschieben wir nochmals unser Interesse an Abgrenzung der gesellschaftsspezifischen Reflexionsbestimmungen. Wir hatten die theoriegeschichtliche Standortbestimmung markiert als Ablösung der Rückprojektionstheorien ~~durch~~ die allgemeinere Systemtheorie. Dadurch wurde deren Allgemeinheit zum Problem. Wir hatten sodann auf die spezifische Struktur der Referenzen des Gesellschaftssystems im Unterschied zu anderen sozialen Systemen hingewiesen. Dadurch wurde die Verknüpfung und Unterscheidbarkeit, die Identität und Nichtidentität dieser Referenzen zum Problem. Dieses Problem hatten wir nur formal gelöst mit der These, die Identität dieser Identität-und-Nichtidentität sei eben die Identität des Gesellschaftssystems. Diese nur dialektische Antwort läßt jedoch unbefriedigt im Rahmen einer soziologischen Gesellschaftstheorie, die in konkreteren Theoriebereichen sehr detaillierte Vorstellungen über Systembildung, Evolution, Kommunikation, Sinnstrukturen usw. aufzubieten vermag. Ihre letzte reflexionslogische Selbstbestimmung gewinnt die Gesellschaftstheorie nicht mit dieser eilfertigen Dialektik, sondern mit dem Nachweis, daß die Sinn dimensionen der Weltkonstitution sich nicht beliebig systematisieren, das heißt als System realisieren lassen. Und erst dieser Nachweis macht auch die Architektur der Gesellschaftstheorie selbst durchsichtig als eine selbstbegründete, als eine kontingente Notwendigkeit.

Wir greifen zu diesem Zwecke zurück auf die Ausarbeitung des Weltbegriffs mit drei Sinndimensionen (zeitlich, sachlich, sozial) mit je zwei komplementär gegenüberstehenden Sonderhorizonten und auf die im Zusammenhang damit formulierten

Thesen evolutionärer Variation (vgl. 4 I 3). Zugleich müssen wir die Scheinsymmetrie des Schemas aufbrechen, denn sie ist lediglich eine Folge zu hoher, von Systembildungen absehn-der Abstraktion. Die Frage ist jetzt, welche Folgen es hat, daß die Gesellschaft sich als ein Sondersystem speziell für die Sozialdimension ausdifferenziert, ja diese erst eigentlich konstituiert und dadurch die Form von Welt schafft, die als sinnhaft strukturiert erscheinen kann.

Weil schon die Sinndimensionen im allgemeinen nicht unabhängig voneinander konstituiert werden, bleibt auch die Ausdifferenzierung und thematische Identifikation eines spezifisch sozialen Gesellschaftssystems nicht ohne Konsequenzen für die übrigen Dimensionen. Der Zusammenhang von Sozialdimension und Sachdimension beruht darauf, daß die soziale Erfahrung die sachliche Differenz von Innenhorizont und Außenhorizont am anderen Menschen immer voraussetzt und gar nicht abwerfen kann. Der andere Mensch ist zunächst und ist immer auch als körperliche Sache, als Sachsystem gegeben und kann nur auf dieser Basis durch Zuschreibung eines ego-analogen Innenhorizontes soziale Personalität gewinnen, alter Ego sein. Es ist daher nie unmöglich und nie unmöglich zu machen, andere Personen wie Sachen zu erleben bzw. zu behandeln⁴⁶⁾. Erst diese Möglichkeit, am anderen sachlich Innen- und Außenhorizont, Zugehöriges und Nichtzugehöriges zu differenzieren, gibt überhaupt die Chance der Ausdifferenzierung spezifisch sozialer Erfahrungen und spezifisch sozialer Reflexivität.

Der Zusammenhang von Sozialdimension und Zeitdimension beruht darauf, daß die soziale Personalität, nämlich ~~das~~ Alter-Ego-Sein

46) Diese Formulierung ersetzt diejenige Kants, die diesen Sachverhalt sehr irreführend mit den Begriffen Zweck und Mittel ausdrückt und besagt, "daß in der Ordnung der Zwecke der Mensch..... Zweck an sich selbst sei, d.i. niemals bloß als Mittel von Jemandem....., ohne zugleich hierbei Zweck zu sein, könne gebraucht werden". Kritik der praktischen Vernunft (hrsg. von J.H.v. Kirchmann) 4. Aufl. Leipzig 1897, S. 158. Das Problem ist gerade, daß das Gegenteil zutrifft!

des anderen Menschen und die Kommunikation mit ihm Gleichzeitigkeit voraussetzt⁴⁷⁾. Da die Kommunikation selbst Zeit braucht, geht es nicht an, daß andere schneller leben als ich selbst und so in die Zukunft entschwinden, also ihre jetzige Gegenwart in einer Zeit haben, die für mich Zukunft ist. Die Zeit muß aus Gründen der sozialen Bewußtseinsverschränkung Simultaneität garantieren können und daher für alle gleichmäßig konstituiert sein⁴⁸⁾.

Bei diesen Abhängigkeiten müssen Änderungen in der Auslegung und Handhabung der Sozialdimension sich auswirken auf sachliches Sinnverständnis und Zeitverständnis. Die Negationsverhältnisse innerhalb der Sozialdimension sind einerseits bedingt durch, andererseits nicht ohne Konsequenzen für die Negationsverhältnisse innerhalb der anderen Dimensionen sowie im Verhältnis zu ihnen. Die Ausdifferenzierung und die Steigerung der Eigenkomplexität eines spezifisch sozialen Gesellschaftssystems werden, wenn man auf die zu Grunde liegenden Sinndimensionen reflektiert, als Steigerung der Negationspotentiale und als deren Modalisierung in der Form der Kontingenz erkennbar. In der Sozialdimension entsteht und nimmt zu die für sie spezifische doppelte Kontingenz von Ego und Alter. Sie besagt, unter dem hier relevanten Gesichtspunkt der Negation, daß die Negation dessen, was Alter erlebt oder handelt, nicht ohne weiteres auch die Negation des Erlebens oder Handelns von Ego impliziert (denn beide erfahren einander als verschiedene "Subjekte"); und daß eben deshalb Ego Alter getrost negieren und das Umgekehrte erwarten kann. Diese

47) Vgl. hierzu Alfred Schütz, Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt: Eine Einleitung in die verstehende Soziologie, Wien 1932, insb. S. 111 ff.

48) Dies ist, das sei zur Vermeidung von Mißverständnissen angemerkt, die Voraussetzung auch für eine Übereinstimmende Berechnung von Zeitverschiebungen. Natürlich geht man häufig davon aus, daß die eigene Mitteilung den anderen erst später erreicht, ja vielleicht sogar für jemanden bestimmt ist, der noch gar nicht geboren ist. Aber auch dies setzt gemeinsames Zeitleben voraus in dem Sinne, daß die so anvisierte Zukunft für alle Beteiligten dieselbe ist und von allen gleichzeitig erreicht wird.

Erfahrung modalisiert das wechselseitige Verhalten und bringt es unter den Gesichtspunkt der Kontingenzt mit der Folge, daß aus der Kontingenzt selbst Anschlußoperationen entwickelt und Strukturen gebildet werden, die ihre Relevanz und ihre Kontinuität aus der unverwirklichten Wirklichkeit der Negationsmöglichkeiten beziehen - nicht indem sie sie negieren, wie Dialektiker sagen würden, sondern indem sie sie modalisieren und so zur Selektionssteuerung benutzen.

Genau dies wird im evolutionären Aufbau von Gesellschaft geleistet und transformiert die Sachdimension und die Zeitdimension in sich selbst und in der Beziehung zur Sozialdimension. Die Sachdimension wird ent-sozialisiert und gerade dadurch einer Prüfung an Kriterien der Wahrheit im Sinne intersubjektiv-zwingender (in der Sozialdimension nicht negierbarer) Übereinstimmung unterworfen. Wahrheit ist dann keine Funktionsbedingung von Welt mehr. Die Welt kann sozusagen mit provisorisch konzederter Wahrheit erscheinen, sofern nur im sozialen System Anschlußsicherheit für den Fall von Negationen institutionalisiert ist. Das erfordert Vorgriffe auf die Zukunft mit einer korrespondierenden Freigabe und Disziplinierung von Negationsmöglichkeiten in der Zeit. Darauf kommen wir gleich zurück.

Die Verselbständigung und Potenzierung der negatorischen Bestimmung sachlichen Sinnes gilt für Sinn jeder Art und ermöglicht eine ins Beliebige gehende Dissoziation und Relationierung von Innen- und Außenhorizonten der gegenständlichen Welt, also jene Tiefenschärfe des Auflöse- und Rekombinationsvermögens, von der wir oben (4 III 7) gesprochen hatten. Spezialprobleme entstehen im Bereich der "Interpenetration", in dem Sachdimension und Sozialdimension sich überschneiden, das heißt überall dort, wo Personen als sachlich-sinnhafte Systeme zugleich soziale Systeme konstituieren und in sozialen Systemen agieren. Insofern stimmt der allgemeine Eindruck, daß man mit Menschen nicht wie mit Sachen verfahren kann.

Allerdings genügt es nicht, dies Problem zu moralisieren und durch Negationsverbote oder durch Zukunftshoffnungen (Aufhebung der "Entfremdung") abzufangen. Es ist, mit anderen Worten, keine gesellschaftstheoretisch adäquate Reflexion, das Problem nicht zu wollen; um so mehr, als man sehr wohl erkennen kann, wie es gelöst wird.

Die Lösung erfordert eine bestimmte Rekonstruktion des Negationspotentials für den Fall der Interpenetration. Die Beteiligung der Person am sozialen System wird in ihrem sachlichen Sinn (nicht in ihrer sozialen, sinnkonstituierenden Funktion!) auf mehrere Ebenen verteilt, die relativ unabhängig voneinander variierbare Identifikationsgesichtspunkte des Handelns auseinanderziehen. Sie kann als konkrete, biographisch individualisierte Person, als Rolle, als Programm und als Wert zum Orientierungsfaktor werden⁴⁹⁾. Auf diese Weise werden innerhalb der Dimension sachlichen Sinnes Negationsmöglichkeiten so geordnet, daß sie relativ unabhängig voneinander, aber doch mit limitierenden Konsequenzen füreinander (und insofern: mit Erfolg!), einsetzbar sind. Die Rolle zum Beispiel kann die Negation von Personen überdauern und umgekehrt, der einzelne Wert spezifiziert nicht, durch welche Programme und Rollen er in wirkliches Handeln übersetzt wird; aber gleichwohl gehen von jeder Ebene, wenn dort Gesichtspunkte festgelegt und Negationsmöglichkeiten negiert werden, limitierende Konsequenzen aus für das, was auf anderen Ebenen möglich ist. Eine solche Steigerung und Mobilisierung der, Freiheitsgrade für Negation innerhalb der Sachdimension bedeutet für deren Verhältnis zur Sozialdimension ebenfalls relativ unabhängige Variabilität. Die laufende "selektive Akkordierung", die über Kon-

49) Auf die gesellschaftsstrukturellen Bedingungen dieser Differenzierung sowie auf ihre nicht unproblematischen Konsequenzen waren wir im Abschnitt "Nebenfolgen funktionaler Differenzierung" (4 III 4) bereits eingegangen; das kann an dieser Stelle vorausgesetzt werden.

sens und Dissens, über Selektionsübertragung und Konflikt entscheidet, kann und wird sich die Sinnebenen suchen, auf denen sie Sozialität konstituiert; sie ist nicht mit diesen Ebenen schon identisch⁵⁰⁾, sondern profitiert in ihrer eigenen Freiheit von der Möglichkeit, Sinnebenen des Kontaktes und der Einbeziehung von Rücksichten auf den anderen wählen und wechseln zu können.

Analoge Beziehungen bestehen zwischen Sozialdimension und Zeitdimension; allerdings mit Modifikationen, die sich daraus ergeben, daß die Verknüpfung hier nicht durch die Besonderheiten der Interpenetration personaler und sozialer Systeme vermittelt wird, sondern durch die sozial unerläßliche Gleichzeitigkeit des Zeitlebens und seiner beiden Horizonte Vergangenheit und Zukunft. Auch hier werden bei Zunahme sozialer Differenzierung die Negationspotentiale **innerhalb** der Zeitdimension verstärkt, und zugleich damit löst sich die Zeit als Dimension auch von der Sachdimension, etwa vom Begriff der Kausalität ab (was die Metapher der "Bewegung" sprengt). Seit Hobbes steht die soziale Relevanz der Zukunft zur Diskussion - als etwas, was nicht durch die Vergangenheit natürlich vorgezeichnet ist, sondern durch Imitation der Natur artifiziell herbeigeführt werden muß⁵¹⁾. Der Zeitmodus des "Alten" oder des "Vergangenen" drückt, diese Auffassung setzt sich an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert durch, keine Präferenz mehr aus für Kontinuität oder für Wiederherstellung (revolutio"), präjudiziert also die Zukunft nicht. Vergangenes und Künftiges wird unabhängig voneinander negierbar, und es ist in spezifisch zeitlicher Hinsicht nur noch

50) An diesem Punkt gehen wir über den sehr ähnlichen Ansatz der Parsons'schen Systemtheorie hinaus. Für Parsons liegt die Antwort auf das Problem der doppelten Kontingenz innerhalb dieses Aufbaus mehrerer Ebenen der Interpenetration, also in den Prozeßbegriffen der Institutionalisierung und der Sozialisation. Es wird damit auf ein letztlich psychologisches Fundament gestellt. Europäer haben deshalb mit Recht bemerkt, daß die transzendentaltheoretische Konzeption des Bewußtseins als Subjekt hier ersatzlos verloren gegangen ist.

51) Vgl. dazu auch Bernard Willms, Die Antwort des Leviathan: Thomas Hobbes' politische Theorie, Neuwied - Berlin 1970, S. 105 ff.

eine Frage der Entscheidung und des Tempos, ob und wie das eine in das andere transformiert wird. Die Gegenwart, in der alle soziale Gleichzeitigkeit wurzelt, schrumpft dadurch auf eine relativ kurze Spanne zwischen Vergangenheit und Zukunft zusammen, und der Vergangenheit wie der Zukunft wird eine andere, temporal modalisierte Gegenwart unterlegt; sie garantiert durchgehende Züge nur noch im sozial unqualifizierten Modus der "jederzeitigen Setzbarkeit", der technisch gesicherten Wiederholbarkeit, der Reproduktion⁵²⁾. In der kritischen Betrachtung wird gerade dieser Zeitmodus technischer Reproduzierbarkeit dann nicht selten sozial radikal entwertet und den "eigentlich" sozialen Gehalten dichotom gegenübergestellt - etwa in der gruppentheoretischen Unterscheidung von instrumentellen und expressiven Variablen oder, bei Jürgen Habermas, mit der Dichotomie von Technik und Praxis bzw. Arbeit und Interaktion.

Auch diese Entwicklung setzt durch eine Art Entlastung des Negierens von Implikationen die spezifisch soziale Komponente des Sinnerlebens und sinnhaften Handelns in eigentümlicher Weise frei, setzt sie nicht nur in sachlicher, sondern auch in zeitlicher Hinsicht frei von einem Konsens bzw. Dissens implizierenden Konsistenzdrucks. Im Vergleich zu älteren Sozialordnungen wird damit weder Dissens noch Konsens begünstigt, vielmehr nur diese Option freigegeben zur Entscheidung nach Regeln und Konditionen, die im Sozialsystem der Gesellschaft selbst festgelegt sind und geändert werden können.

Diese Beziehungen innerhalb und zwischen den einzelnen Sinn-dimensionen, die hier nur sehr cursorisch angedeutet werden können, sind für die Gesellschaftstheorie als Reflexionspro-

52) Zur Begriffsgeschichte im Problemkontext der neuzeitlich verschärften Thematisierung des Verhältnisses von Kontingenz und Zeit siehe Hans Blumenberg, Selbsterhaltung und Beharrung: Zur Konstitution der neuzeitlichen Rationalität Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz. Abhandlungen der geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse, Jahrgang 1969, Nr. 11, Wiesbaden 1970, insb. S. 36 ff. (44).

bleme relevant, und dies in den drei genannten Hinsichten: als Bedingungen der Weltkonstitution, als Bedingungen der Limitationalität und Mindestordnung der sozialen Umwelt aller sozialen und personalen Systeme und als Voraussetzungen für die Selbst-Thematisierung des Gesellschaftssystems. Als Reflexionsprobleme sind sie aus zwei (miteinander zusammenhängenden) Gründen relevant, nämlich (1) weil sie die Identität des Gesellschaftssystems auf durchgehende, alle Grenzen des Gesellschaftssystems übergreifende Weltdimensionen beziehen und (2) weil sie uns helfen, die Sackgasse des Bestandsproblems, die schlichte Gegenüberstellung von Identität und Nichtidentität zu vermeiden.

Die durchgehende Relevanz der Sinndimensionen besagt, daß das Gesellschaftssystem, wenn es selbst als Sinn reflektiert werden soll, in diesen Dimensionen identifiziert werden muß, obwohl es die Dimensionen selbst konstituiert. Dies kann in keinem Falle nach dem einfachen Prinzip von "dies und anderes" geschehen. In der Zeitdimension beispielsweise genügt es nicht, die Gesellschaft allein als historischen Zeitabschnitt zu begreifen mit der Maßgabe, daß es vorher und hinterher keine Gesellschaft gibt. So richtig diese Aussage ist und bleibt, es muß hinzukommen eine Theorie, die begreiflich macht, wie in dieser Zeit trotzdem erst Zeit als Sinndimension, als Ordnung der Horizonte von Zukunft und Vergangenheit, konstituiert wird. Die Kombination beider Anforderungen leistet die Evolutionstheorie. Sie bietet dadurch den Artikulationsrahmen für die Selbst-Thematisierung der Gesellschaft in bezug auf Zeit. In der Sachdimension genügt es nicht, die Gesellschaft von dem, was in ihrer Umwelt vorkommt, bloß zu unterscheiden. So richtig dieser Unterschied ist und bleibt, es muß hinzukommen eine Theorie, die begreiflich macht, wie trotz dieser Diskontinuität in der Sachdimension grenzübergreifende Zusammenhänge möglich sind, die ihrerseits mit den Strukturen des Gesellschaftssystems variieren. Die Kombination dieser beiden Anforderungen leistet die System/Umwelt-

Theorie mit dem Konzept eines nicht beliebig arrangierbaren Komplexitätsgefälles. Sie bietet dadurch den Artikulationsrahmen für die Selbst-Thematisierung des Gesellschaftssystems in bezug auf den sachlichen Aspekt von Sinn. In der Sozialdimension schließlich genügt es nicht, die Elemente des sozialen Systems Gesellschaft nur aggregativ, nur als Menge zu erfassen im Sinne der Bestandteile, die zusammen das System bilden. So richtig es ist und bleibt, daß die Struktur des Systems eine Menge von Elementen voraussetzt, es muß hinzukommen eine Theorie, die begreiflich macht, wie trotzdem eine spezifisch soziale Kontingenz und Selektivität möglich ist. Die Kombination dieser beiden Anforderungen leistet die Kommunikationstheorie, und zwar dadurch, daß sie zwischen angenommener (effektiver) und nicht angenommener (bloß verstandener) Kommunikation unterscheidet und den strukturellen Stellenwert der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien herausarbeitet, die unter gegebenen evolutionären Voraussetzungen erst sicherstellen, daß Kommunikation sozialen Erfolg hat auch in Situationen, in denen dies psychologisch zunächst unwahrscheinlich ist. Nur so ist die spezifisch soziale Ordnung des Gesellschaftssystems zu begreifen⁵³⁾.

In Theorien, die den Anspruch erheben, auch im Kontext gesellschaftlicher Selbst-Thematisierung eine Funktion zu erfüllen, muß jeweils eine selbstimplikative Reflexionsstruktur auftauchen. In der Tat hat sich eine solche Argumentationsweise in den drei genannten Theoriebereichen gleichsam als Sorgenpunkt normaler wissenschaftlicher Forschung bereits herausgebildet. Die Evolutionstheorie kommt nicht umhin, zuzugestehen, daß auch die Bedingungen der Möglichkeit von Evolution ihrerseits evolutionär entstehen. Diese Konsequenz ergibt sich aus der Theoriewendung, die den Evolutionsbegriff

53) Diese Ausführungen liefern zugleich diejenigen Argumente nach, die zum vollen Verständnis der oben S. abgedruckten Skizze erforderlich sind.

nicht mehr als Prozeßbegriff ansieht, sondern ihn mit Bezug auf die Darwinschen Mechanismen rekonstruiert⁵⁴⁾. Vor allem ist das Ausmaß der Differenzierung evolutionärer Mechanismen selbst ein Ergebnis der Evolution. Die Systemtheorie kommt nicht umhin zuzugestehen, daß Aussagen über Systemstrukturen und Prozesse sich ständig auf die Differenz von System und Umwelt beziehen müssen, die ihrerseits als Differenz nicht unabhängig von den Strukturen, die ein System ausdifferenzieren, vorausgesetzt werden kann. Diese Konsequenz ergibt sich daraus, daß wir das Schema vom Ganzen und seinen Teilen durch eine System/Umwelt-Theorie ersetzt haben. Vor allem die Gesellschaftstheorie muß, um den Weltbezug an der Identität des Gesellschaftssystems sichtbar und in seinen Konsequenzen begreiflich zu machen, diese Identität immer auf die Nichtidentität von Gesellschaftssystem und Umwelt beziehen. Die Kommunikationstheorie schließlich kommt nicht umhin zuzugestehen, daß man ohne Kommunikation nicht über Kommunikation kommunizieren kann, so daß Kommunikation methodisch geleistet werden muß, um an das Objekt Kommunikation heranzukommen. Kommunikation über Kommunikation wird deshalb notwendig, weil Kommunikation nur Selektionsofferten anbietet, die abgelehnt werden können. Infolgedessen müssen nicht nur jeweils neue Kommunikationsebenen geschaffen werden, auf denen man über Kommunikationen kommunizieren kann, sondern auch darüber, daß dies so ist, muß man noch kommunizieren können in einer Weise, die wissenschaftlichen Anforderungen genügt⁵⁵⁾.

Solche ohnehin unabwiesbaren Probleme der Selbstimplikation weisen zugleich darauf hin, daß ganz unabhängig von der transzendentalphilosophisch beeinflussten, als Dialektik ausgearbeiteten Tradition selbstreferentieller Begründungsarbeit

54) Damit wird zugleich die ältere Form der Behandlung des Problems der Selbstreferenz aufgegeben, nämlich die Annahme, es sei am Anfang des Prozesses gelöst worden, der Anfang (arché) sei der telos-gebende Grund. So die bekannte Lehre von den Keimkräften der Natur und natürlich die Vorstellung der Schöpfung (Simultanschöpfung) der Welt.

55) Siehe z.B. Klaus Krippendorff, Values, Modes and Domains of Inquiry into Communication, Journal of Communication 19 (1969), S. 105-133 (110): "Communication about Communication presupposes Communication".

ähnliche Strukturen auf sehr viel breiterer Faktenbasis auch in den empirischen Wissenschaften entstanden sind. Deren Erfahrungen lassen sich für Probleme der gesellschaftlichen Selbst-Thematisierung aktivieren. Sie zeigen, daß in diesen Bereichen der Gesellschaftstheorie diejenigen selbstreferentiellen Strukturen, die für gesellschaftliche Reflexion benötigt werden, ohnehin entwickelt werden müssen.

Diese Überlegungen galten dem grenzübergreifenden Weltbezug selbstreferentieller Strukturen und boten eine der Unterlagen für die These, daß Reflexion nicht begriffen werden kann als Aufgabe, eine Entscheidung über den Systembestand oder über Identität/Nichtidentität herbeizuführen. Der zweite Aspekt des Reflexionsproblems liegt im Verhältnis der Systemidentität zu den Negationsmöglichkeiten, gegen die sie sich profiliert. Reflexion thematisiert die eigene Identität immer nur im Hinblick auf Negationsmöglichkeiten, kann dies aber nicht in der Weise tun, daß sie sich nur die Negation eben dieser Identität vorstellt - und ablehnt. Die zu kontrollierende Negationspotentiale sind vielmehr solche, die als mit Identität kompatibel gedacht werden müssen. Es sind dies die in allen sinnstiftenden Leistungen implizierten Negationsmöglichkeiten, die Sinn und sinnhafte Selektivität überhaupt erst ermöglichen. Identität konstituiert sich in bezug auf die ihr immanente Negativität. Dies erfordert für alle Reflexionsleistungen die Modalform der Kontingenz⁵⁶⁾, die sich nur über Negation von Negationen bestimmen läßt. Die Gesellschaft setzt ihre Identität als System nicht gegen ihre eigene Nichtidentität, sondern gegen die Kontingenz sinnstiftender Negationspotentiale, und das ist möglich, weil diese Negationsmöglichkeiten nicht beliebig geordnet, vor allem nicht beliebig negiert werden können.

56) Dies nicht zuletzt deshalb, weil bereits der Kontingenzbegriff Negationen, nämlich Negation von Notwendigkeit und Negation von Unmöglichkeit, impliziert.

6) Zusammenfassung

Als Reflexion bezeichnen wir die Thematisierung der Identität eines Systems durch Prozesse dieses Systems selbst. Reflexionsprozesse gewinnen ihr Thema nur - weshalb sonst würde es interessieren? - in Beziehung auf Möglichkeiten der Negation. Alles weitere entscheidet sich mit dem nächsten Schritt: Es kommt darauf an, wie man diese Aufgabe des Beziehens auf Negationsmöglichkeiten versteht.

Sieht man die Aufgabe einfach darin, sicherzustellen, daß die Identität des Systems begründet, das heißt nicht negiert, nicht als Bestand beseitigt, nicht negativ bewertet wird, kommt es nur darauf an, Ketten von Argumenten genügend weit ins Bekannte und Selbstverständliche zurückzuführen; die Endlichkeit dieser series substitutionum garantiert dann (nach Leibniz) die Notwendigkeit der Wahrheit von Aussagen über diese Identität. Wie aber, wenn diese Endlichkeit nicht (oder jedenfalls im Falle des Gesellschaftssystems nicht) erreichbar ist?

Dann wird nach Leibniz die Wahrheit selbst kontingent. Dann ist das, was als Identisches thematisiert werden soll, auch anders möglich. Seine Negierbarkeit wird zum Bestandteil seiner selbst. Die Reflexion kann sich sinnvollerweise nicht mehr darin erschöpfen, ihr Thema davor zu bewahren, daß es selbst negiert wird. Dialektiker würden, vor allem wenn sie den Marx'schen Analysen folgen, vielleicht sagen, daß das Reflexionsthema je nach relationierender Perspektive etwas Verschiedenes, zugleich aber auch die Identität ist, die sich im Wechsel der verschiedenen Referenzen als dieselbe durchhält. Dann käme es darauf an, Kontingenz im Aufstieg vom Abstrakten zum Konkreten durch Anreicherung der Referenzen aufzuheben. Wie das genau zu denken wäre, ist freilich durch die (ihrerseits abstrakten) Begriffe des Abstrakten und des Konkreten, die überdies Eindimensionalität ihrer Beziehung vortäuschen, nicht zureichend geklärt. Jedenfalls kann Re-

flexion auf kontingente, Negierbarkeit implizierende Identität dann nur die Aufgabe haben zu klären, wie gerade dadurch, daß das System als kontingent identifiziert wird und als kontingentes seine Prozesse "modalisiert", Negationsmöglichkeiten negiert werden.

Schon die Formulierung verrät, daß wir damit zwar den Vorteil gewinnen, Abschlußproblematiken offen lassen zu können, daß wir andererseits dafür aber ein komplexes Forschungsprogramm einhandeln. Die dafür notwendigen Ressourcen beziehen wir aus zwei Bereichen, die sich miteinander verknüpfen lassen. (1) Die Gesellschaftstheorie ist in den drei Teilbereichen der Evolutionstheorie, der Systemtheorie und der Kommunikationstheorie auf selbstimplikative Strukturen gestoßen, die im Reflexionskontext als Selbstreferenzen verdeutlicht werden können und die im Einklang mit forschungstechnisch bewährten Konzepten die Reflexionsstufen formulieren, von denen aus das System sich selbst thematisieren kann. (2) Eine genauere Analyse der Sinndimensionen kann zeigen, daß in und zwischen diesen Dimensionen limitationale Verhältnisse bestehen, die beliebiges und folgenloses Negieren ausschließen. Diese beiden Bereiche der Gesellschaftstheorie und der Theorie sinnhafter Weltkonstitution können aufeinander bezogen werden. Dies geschieht zunächst durch Entsprechungsregeln, also durch die Annahme, daß die zeitliche Sinnhaftigkeit des Gesellschaftssystems primär als Evolution, die sachliche Sinnhaftigkeit primär als Differenz von System und Umwelt, die soziale Sinnhaftigkeit primär als Kommunikation zur Reflexion gebracht wird. Dies geschieht sodann durch die Annahme, daß Weltstrukturen und Gesellschaftssysteme ihrerseits evolutionär variieren; also nicht, wie Welt und Bewußtsein, in einer festen Erkenntnisbeziehung stehen, die nach dem binären Schema von Wahrheit oder Unwahrheit zu behandeln ist und entweder richtige oder unrichtige Bewußtseinsinhalte vermittelt, sondern einem Relationstyp folgen, den wir nichtkontingente Verknüpfung kontingenter Sachverhalte genannt hatten. Die Kon-

tingenz der Relation zwischen Weltstrukturen und Gesellschaftsstrukturen ist zumindest geringer als die Kontingenz der beiden Relata je für sich betrachtet.

← Und genau diese Kontingenzverringerung durch Relationierung ist der Befund, auf den die Reflexion letztlich stößt. Das ist die Modalität, an der Negationen und Nichtnegationen sich orientieren. Das macht es möglich, Systeme zu identifizieren durch Nichtbeliebigkeit der funktionalen Äquivalente, die einspringen, wenn aus dem Repertoire ihrer anderer Möglichkeiten die eine oder andere Realisiert wird.

Mit dieser Wendung des Reflexionsthemas von notwendiger (zu begründender, letztlich nicht-negierbarer) Identität zu kontingenter (und mittels Kontingenz funktionaler) Identität kommt nicht nur die volle Breite des soziologischen Fachwissens ins Spiel; wir werden auch gezwungen, die Vorstellung aufzugeben, der Bezugspunkt der Reflexion sei Sache des allgemeinen Wissens, sei ein Analogon zu jenem berühmten Ich denke, das alle meine Vorstellungen begleitet. Die Faktizität des Gesellschaftssystems ist jedem Alltagsbewußtsein zugänglich, aber das heißt nicht, daß die Thematisierung der Identität des Systems und ihrer Kontingenzfunktion dem Alltagsbewußtsein abverlangt werden könne oder auch nur nach Art einer allgemeinen, totalisierenden Wertidee präsentierbar sei. Das führte wieder zurück zu der unsinnigen Frage, ob die Gesellschaft als ganze anzunehmen oder abzulehnen sei. Reflexionsträger kann, nach dem hier formulierten Programm, nur das Wissenschaftssystem sein; denn nur ein Teilsystem des Gesellschaftssystems kann auf so anforderungsreiche Funktionen spezialisiert werden. Es gehört mit zu den Erfordernissen leistungsfähiger Reflexion, daß sie in Teilprozesse bzw. Teilsysteme ausgelagert werden muß, obwohl, ja gerade weil sie sich auf ein umfassendes Ganzes bezieht. Als Prozeß gesehen, impliziert Reflexion diese Differenz von Thema und thematisierendem System; als System impliziert sie die Differenz von Teilsystem und Gesamtsystem. Und auch hier müssen

wir Vorurteile korrigieren, die die Bewußtseinsphilosophie oder ein älterer, interessenbezogener Subjektbegriff nahelegen können: Es ist nicht so, daß das Gesamtsystem seine Einzelaspekte reflektiert, indem es merkt, ich denke, ich habe Interessen. Vielmehr trägt dieses "Merken" als ein Spezialprozeß neben vielen anderen die Reflexion, und deren Thema ist die Zuordnung des Bemerkten zu einem Gesamtsystem. Das Subjekt ist das Objekt der Reflexion; es ist nicht die Reflexion selbst.

Ohnehin haben alle Theorieentwicklungen immer diese zwei Referenzen und immer teils immanente, teils externe Gründe. Teils sind sie durch die Problemstellungen und konzeptuellen Antworten der jeweils vorliegenden Theorien bestimmt und teils durch hinzukommende Erfahrungen mit der Realität. Im besonderen Falle der Gesellschaftstheorie kommt hinzu, daß der Gegenstand dieser Theorie seinerseits ein evolvierendes System, ein Träger evolutionärer Entwicklungen ist, der die Theorie sozusagen mitreißt, gegebenenfalls auch hinter sich zurückläßt. Das macht Theorieentwicklungen kompliziert. Ihre Doppelabhängigkeit von sich selbst und von ihrem Gegenstand befindet sich selbst in Bewegung. Diese Bewegung der Beziehung von Strukturänderungen im Gegenstand und Strukturänderungen in der Theorie kann ihrerseits Gegenstand der Theorie werden, und sie muß es werden, wenn die Theorie auf Begründung oder auf Universalitätsansprüche hin befragt wird.

Das heißt: Gesellschaftstheorie ist, wenn sie überhaupt Evolution mit in Betracht ziehen will, nur als reflexive Theorie möglich, die ihre eigene Theoriegeschichte und ihren eigenen Theoriestatus mitreflektiert. Dies aber geschieht in der Weise, daß sie an ihrem Gegenstand selbstimplikative Strukturen entdeckt und sich mit dieser Entdeckung von Vorgänger-Theorien distanziert, ja diese Entdeckung zu ihrem eigentlichen Thema macht. Im Bereich der Systemtheorie geschieht dies durch Relationierung auf Umwelt; in der Evolutionstheorie dadurch, daß die Prozeßvorstellung durch die Theorie evolutionärer Mechanismen ersetzt wird; in der Kommunikationstheorie

dadurch, daß sie die Kontingenz von Annahme und Ablehnung als Grund dafür ansieht, daß über Kommunikationen kommuniziert werden muß. Mit diesem Ansatz werden Gesellschaftstheorien überwunden, die sich auf die Autonomie einzelner Funktionsbereiche stützen mußten und in der Rückprojektion funktionaler Primate ihre totalisierende Perspektive hatten, zugleich den Funktionsbereich und sich selbst hypostasierend. Und erst diese Überwindung berechtigt zu der Erwartung, die Gesellschaftstheorie werde in der Lage sein, für das Gesellschaftssystem, das inzwischen nicht mehr von nur ein oder zwei ausdifferenzierten Zentralfunktionen abhängig ist, die Funktion der Selbst-Thematisierung zu erfüllen.

Kapitel II

II. Gesellschaftstheorie als Wissenschaft

1. Gegenstandsverhältnis

Eine systemtheoretische Analyse des Verhältnisses von Gesellschaftstheorie und Gesellschaft, wie sie der Überleitung von erkenntnistheoretischen in wissenschaftstheoretische Fragestellungen entspricht, setzt komplizierter an als eine gegenstandstheoretische Analyse auf sei es "nominalistischer" (bzw. "idealistischer"), sei es "realistischer" Grundlage. Sie setzt komplizierter an, weil sie das Gegenstandsverhältnis der Wissenschaft in eine umfassendere System/Umwelt-Perspektive einbaut. Der Gegenstand der Wissenschaft und die Umwelt der Wissenschaft sind keine kongruenten Gegebenheiten, das hatten wir oben (5.I.4) bereits angedeutet. Der Gegenstand ist der konzeptionelle Entwurf eines relevanten Umweltausschnitts, eine konzeptualisierte Sonderumwelt. Daneben gibt es zahlreiche andere Umweltaspekte des Wissenschaftssystems - etwa sein Verhältnis zu den Kapazitäten und den Zufällen des Auftretens von Personen, die Wissenschaft betreiben, sein Verhältnis zur Politik, zur Wirtschaft, zum assoziierten Erziehungssystem, seine Abhängigkeit vom (organisch bedingten) Sequentialisierungszwang der Sprache, usw. Die thematisierte, vergegenständlichte Umwelt ist also nur ein Teil der Gesamtumwelt des Wissenschaftssystems; ein Teil, zu dem besondere Beziehungen, eben Beziehungen der Konzeptualisierung und erforschenden Thematisierung, unterhalten werden, die zwar einem eigenen Leistungstypus und spezifischen Anforderungen folgen, gleichwohl aber nicht ganz unabhängig sind von den Beziehungen, die das Wissenschaftssystem zu anderen Umweltausschnitten unterhält, und vor allem nicht unabhängig vom Grade der Ausdifferenzierung des Wissenschaftssystems insgesamt.

622A

Der vielleicht bedeutsamste Gewinn, den die Vergegenständlichung von Umweltausschnitten einbringt, liegt in der Zeitdimension. In ihren System/Umwelt-Beziehungen bleibt die Wissenschaft in sehr engen Grenzen an die Zeitrelationen der

622g/1

Durch Konstitution eines Umweltausschnitts als Gegenstand werden Themen und Adressaten wissenschaftlicher Kommunikation differenziert - auch dann, wenn sie in der Umwelt ~~zum~~ des Systems zusammenfallen; auch dann also, wenn man mit dem Gegenstand kommunizieren könnte. Soweit Wissenschaften sich bilden, die ihre Objekte mit ihren Adressaten identifizieren - so die Moraltheorie der "praktischen Philosophie", die Pädagogik, in gewissem Umfange auch die Rechtswissenschaft -, läuft die Identifikation über normative Konzepte; zugleich bleibt die "Wissenschaftlichkeit" solcher Bemühungen (was nicht auch heissen muss: ihre Berechtigung) umstritten. Auch wenn eine solche Synthese nicht angestrebt wird, bleibt die Differenzierung von Gegenständen (mit denen man auch kommunizieren könnte!) und Adressaten ein Problem der laufenden Forschung und ^{ist} bleibt als Problem an der Anstrengung des Begriffs und der Methodik erkennbar.

Umwelt gebunden, zu denen sie Beziehungen unterhält: Sie kann nur lebende Personen als Forscher rekrutieren und allenfalls über den Zeitpunkt des Beginns und der Beendigung ihrer Tätigkeit disponieren. Sie wird, wenn überhaupt, auf die politische Relevanz ihrer Konzepte nur im Rahmen dessen Rücksicht nehmen, was im Augenblick politisch bedeutsam ist. Sie hängt vom jeweils gegenwärtigen Zufluß finanzieller Ressourcen ab. Sie wirkt "ideenpolitisch" in ihrer Umwelt unter Umständen schneller, als sie methodisch nach eigenen Kriterien verantworten kann, und kann sich im Verhältnis zur allgemeinen Ideengeschichte nach sehr kurzer Zeit out of step finden, noch bevor sie ihre Thesen ernsthaft ins Detail entwickeln und prüfen konnte. Von diesem Zeitdruck macht das Wissenschaftssystem sich mehr oder weniger unabhängig, soweit ihm die Vergegenständlichung seiner Umwelt gelingt. Sie kann Gegenstände thematisieren, die nicht mehr oder noch nicht existieren. Sie kann von Zeitlichkeit gänzlich abstrahieren und ihre Aussagen auf zeitlose Figuren beziehen. Sie kann sich vor allem unabhängig machen von dem Zeitdruck, unter dem der Gegenstand selbst in seinen eigenen Umweltverhältnissen steht; und dies, obwohl sie den Zeitdruck "sehen", mitvergegenständlichen und in ihren Aussagen über den Gegenstand berücksichtigen kann. Mit all dem gewinnt sie im Vergleich zu ihrem Gegenstand Zeitvorteile und mit den Zeitvorteilen Abstraktionschancen und Arrangierfreiheiten. Sie kann länger an Problemlösungen arbeiten, wenn der Zeitraum, in dem sie das Problem zu lösen hat, nicht identisch ist mit der Frist, die dem Gegenstand für die Problemlösung zur Verfügung steht. Sie kann daher Probleme stellen, die die operativen Zeithorizonte des Gegenstandes transzendieren. Sie projiziert mit erweiterten Zeithorizonten Probleme, Funktionen und Strukturen in den Gegenstand, die für diesen selbst latent bleiben müssen, weil es unter den zeitlichen Beschränkungen seiner eigenen Operationen nicht möglich, oder jedenfalls nicht rational wäre, sie zu thematisieren.

All dies geschieht freilich im Rahmen der allgemeinen Weltzeit und mit der Maßgabe, daß die den Gegenstand belegenden Evidenzen in den empiriebezogenen Operationen des Wissenschaftssystems antreffbar sein, also in der jeweils gegenwärtigen Umwelt des Wissenschaftssystems auffindbar sein müssen. Die Minimisierung der empirischen Erfordernisse mit Hilfe logischer und konzeptueller Strategien und eine Art Kontinuitätsthese, die besagt, daß einmal realisierte Umwelterfahrungen unter gleichen Bedingungen wiederholbar sind, machen gleichwohl die Wissenschaft auch von diesen zeitlichen Bindungen in hohem Maße unabhängig. Ausnutzbar sind diese Vorteile nur, wenn die Wissenschaft ihre eigene Arbeitszeit, die sich aus ihren System/Umwelt-Relationen ergibt, unterscheiden kann von den Zeiträumen, die für die Prozesse ihres Gegenstandes zur Verfügung stehen - und dies, obwohl ihr Gegenstand Teil ihrer Umwelt ist und als solcher behandelt werden muß. Durch ständige Projektion dieser Mehrheit von System/Umwelt-Referenzen mit je spezifischer Zeitlichkeit in die allgemeine Weltzeit, die die Zugänglichkeit der Systeme füreinander garantiert, wird die Zeit selbst abstrakt, also gegen die Sachdimension differenziert^{56a)}.

Baut man den Gegenstandsbegriff auf diese Weise in eine umfassendere System/Umwelt-Theorie ein, so verlieren die spezifisch gegenstandstheoretischen Kontroversen an Bedeutung. Das gilt namentlich für die fatale Alternative, den Gegen-

56a) Das hatten wir im allgemeineren Kontext der Behandlung der evolutionären Veränderung der Sinndimensionen oben (.....) bereits antizipiert.

stand entweder nominalistisch oder realistisch, entweder als rein subjektive Konstruktion oder als objektive Gegebenheit begreifen zu müssen⁵⁷⁾. Die einheitliche Problemstellung, die in der Relation von Gegenstand und Erkenntnis und in der kategorialen Bestimmung übergreifender Invarianzen gesehen worden war, wird aufgelöst in zwei verschiedenartige Beziehungstypen, in deren Relationierung dann das eigentliche Problem liegt: das Umweltverhältnis und das Gegenstandsverhältnis der Wissenschaft. Diese Differenz kontrolliert die Vergegenständlichung.

Formen der Vergegenständlichung spezifischer Umweltsegmente und die davon abhängigen Wissenschaftsprogramme sind somit einerseits durch die Systemgeschichte, andererseits durch eine Vielzahl von Umwelten des Wissenschaftssystems mitbedingt. Der gedankliche Nachvollzug dieser Bedingtheiten läßt sich nicht rein immanent und konzeptionsgebunden in der Gegenstandslogik durchführen. Er erfordert den Übergang zur systemtheoretischen Analyse und eine Sprache, in der Beziehungen zu verschiedenen Umweltausschnitten als strukturabhängig erkannt und auf einen Nenner gebracht werden können (also Begriffe wie: Funktion, Komplexität und Reduktion, Kontingenzverringerung durch Relationierung von Relationen, Bedingungen struktureller Kompatibilität, Absorption strukturell widerspruchsvoller Anforderungen, u.ä.). Die strukturellen Invarianzen, die hier zählen, sind nicht solche kategorialer (Gegenstand und Erkenntnis übergreifender), sondern systemtheoretischer (Beziehungen zu verschiedenen Umwelt vermitteln-

57) Die Unentscheidbarkeit dieser Alternative zweier möglicher Totalperspektiven, die sich wechselseitig implizieren und sich doch nicht regionalisieren, nicht einschränken lassen, war vermutlich eines der Stimulantien für den Übergang von Erkenntnistheoretischen zu wissenschaftstheoretischen Fragestellungen. Durch diesen Übergang wird natürlich das alte Problem nicht gelöst im Sinne einer neu begründeten Option zwischen den Alternativen; es wird nur in der Problemstellung selbst relativiert auf die Sonderbedingungen, die die Wissenschaft selbst für ihre vergegenständlichte Teilumwelt aufstellt.

der) Art. Im Verhältnis zum Gegenstand ist diese Metaperspektive bewußt inkongruent gewählt. Inkongruenz heißt nicht etwa Irrelevanz. Gerade durch Inkongruenz erreicht man vielmehr eigentümliche Erkenntnisgewinne; dies aber nur deshalb, weil es Regeln der Übersetzung einer gegenstandsspezifischen Begriffssprache in die allgemeine Gesellschaftssprache gibt, in der das Wissenschaftssystem sowohl interne Prozesse der Disposition über Gegenstandsverhältnisse als auch sonstige System/Umweltbeziehungen artikulieren kann.

Die Bestimmung eines Gegenstandsverhältnisses ist demnach nicht nur direkte Suche nach dem Gegenstand bzw. dessen Konstitution auf Grund von Bedingungen und Absichten der Erkenntnis. Sie setzt vielmehr methodisch geleitete Erzeugung von Inkongruenzen im Bereich des Immer-schon-Bekannten, im Bereich der "Lebenswelt" voraus. Hierzu gibt es verschiedene Ausgangspunkte, die sich im weiteren Vorgehen jedoch nicht notwendig wechselseitig ausschließen.

Manche Forscher und vor allem Forschungsprogrammatiker bekennen sich zu dem Versuch, rein "wissenschaftstheoretische" Kriterien für die Herstellung solcher Inkongruenzen zu benutzen und diese, wenn überhaupt, nach Art einer Dogmatik zu praktizieren. Diese Kriterien geben Regeln an für die korrekte Herstellung wissenschaftlicher Sätze, und entsprechend wird Wahrheit im Sinne von Tarski⁵⁸⁾ bestimmt als Übereinstimmung verschiedener Satzarten. Sehr anders geht die im eigentlichen Sinne empirische Sozialforschung vor, die ihre Inkongruenzen durch Regeln der Datenbeschaffung und -auswertung erzeugt. Sie kennt allenfalls "theoretische Orientierungen"⁵⁹⁾, die mit der Themenwahl praktisch zusammenfallen und nur wenig Kontakt zueinander unterhalten. Die Begriffsentscheidungen stecken fast ausschließlich in den Operationalisierungen.

58) Alfred Tarski, Logic, Semantics, Metamathematics, Oxford 1956

59) so Reinhard Wippler, Von theoretischen Orientierungen zu erklärenden Theorien, Ms. ZiF Bielefeld 1975.

In diesen beiden Fällen entsteht Inkongruenz planwidrig als Nebeneffekt einer Vorgehensweise, die sich an Normen der Wissenschaftlichkeit orientiert. Sie entzieht sich damit einer methodischen Kontrolle. Genau diese Schwäche sucht die folgende Betrachtungsweise zu überwinden, indem sie inkongruente Perspektiven problembezogen wählt und die Erkenntnis-technik bewußt darauf einstellt, durch inkongruente Perspektiven den Gegenstand in einem Horizont anderer Möglichkeiten zu artikulieren⁶⁰⁾. Entsprechend wird Wahrheit - wie übrigens auch in der transzendentalen Phänomenologie⁶¹⁾ - begriffen als konstituiert durch Problematisierung von Selbstverständlichkeiten und als abhängig von der Inkongruenz dieser Problematisierung⁶²⁾.

Diese allgemeinen Bestimmungen gelten für jede Wissenschaft, sie gelten auch für Wissenschaften mit totalisierenden Gegenstandsperspektiven: Sie gelten auch für systemtheoretisch orientierte Wissenschaften, die mit Systemen auch deren (letztlich unbegrenzte) Umwelt zum Gegenstand haben; sie gelten sogar für eine Gesellschaftstheorie, die ein Welt konstituierendes, thematisierendes, reflektierendes System behandelt und sich selbst dabei nicht als extramundanes Subjekt postuliert (was Erkenntnis über sich selbst ausschlosse), sondern sich als Teilsystem dieses Gesellschaftssystems mit-reflektiert.

Solche Vergegenständlichung von Totalsichten wird möglich in einer nicht mehr mythischen oder kosmologischen Form in dem Maße, als zwei Voraussetzungen erfüllt sind: Erstens muß das

60) In diesem Sinne bringt Kenneth Burke, *Permanence and Change*, New York 1935, die Erkenntnisteknik der großen Sophisten des 19. Jahrhunderts (Marx, Darwin, Nietzsche, Freud) auf die Formel: *perspective by incongruity*. Der Erkenntnisgewinn setzt dabei sehr elementare Formen des Lernens voraus, nämlich Enttäuschung und nichtnormative Enttäuschungsverarbeitung.

61) Siehe z.B. Gerhard Funke, *Phänomenologie - Metaphysik oder Methode*, 2. Aufl. Bonn 1972, S. 73. Hier, wenn irgendwo, wird im übrigen klar gesehen, daß Grundlagenforschung nicht Wissenschaftstheorie sein kann.

Wissenschaftssystem im Gesellschaftssystem hinreichend ausdifferenziert sein, so daß es seine wie immer totalisierende Gegenstandsperspektive als Modus der Behandlung einer Sonderumwelt artikulieren kann⁶³⁾. Genau dies, daß die Wissenschaft sich selbst als Teil der Gesellschaft erfährt, macht ihr alle Totalentwürfe zu Partialleistungen, die aus anderen Horizonten - im Hinblick auf Vergangenheit oder Zukunft der Systemgeschichte und im Hinblick auf andere Sozialumwelten - relativiert werden können. Und diese mitangezeigte (wenn auch nicht: mitvergegenständlichte) Möglichkeit schlägt ins Theoriewußtsein durch.

Zweitens muß das Wissenschaftssystem über dieser Lage entsprechende Transferbegriffe verfügen, mit denen sie ihre Umweltbeziehungen in Gegenstandsbezüge übersetzt oder auch umgekehrt Gegenstandserfahrungen in andere, nicht vergegenständlichte Sozialumwelten zurücküberträgt. Dies leistet der Begriff der Komplexität, indem er Welterfahrung und gegenstandsanalytisches Potential zugleich appräsentiert. Eine zunächst unbestimmte Erfahrung der Komplexität der Umwelt und jedes Umweltsektors des Wissenschaftssystems kann mit Hilfe einer Analyse der begrifflichen Implikationen von Komplexität in ein gegenstandsfähiges Konzept übersetzt werden, das eben damit dann alle Schwächen von Gegenständen besitzt und besonders die: den Vereinheitlichungsgrad der Sache zu überrepräsentieren. Denn Komplexität ist die auf den Begriff gebrachte Einheit des Mannigfaltigen.

Komplexität ist somit der Gegenstand par excellence und zugleich der Gegenstand, der sich selbst transzendiert und verweist auf eine spezifische Weise, ihn als Einheit zu setzen

62) Dem entspricht die Theorie der Kommunikationsmedien durch die These, daß Bedarf für Wahrheit nur auftritt, wenn Kommunikationen zu scheitern drohen.

63) Hier liegt das Äquivalent zu der bekannten These Husserls, daß eine sich auf die Welt als Ganzes beziehende Epoché gleichwohl als berufliche Einstellung des Forschers nur während einiger Arbeitsstunden vollzogen werde.

im Vollzug bestimmter Operationen des Wissenschaftssystems. Mit dem Begriff der Komplexität bezeichnet also die Wissenschaft nicht nur ihren Gegenstand, sondern dadurch, daß sie ihn so bezeichnet, auch ihr Gegenstandsverhältnis. In Relation auf die Einheit ihres Leistungsvermögens ist Komplexität dann immer zu komplex. Dies wiederum wird für die Wissenschaft zur Charakterisierung einer Sonderumwelt, von der aus sie auf Themensuche geht, Personen rekrutiert und ihre Leistungsfähigkeit beurteilt, um Ressourcen nachfragt und allgemein: ihre gesellschaftliche Existenz trotz begrenzter, immer wieder enttäuschender Leistungen legitimiert.

2. Bedingungen der Möglichkeit

Die Unabgeschlossenheit dieses in Systemumwelt übersetzbaren Gegenstandskonzepts schließt es aus, von vorweg feststehenden, wissenschaftlicher Disposition nicht mehr unterliegenden, notwendigen Bedingungen der Erkenntnis auszugehen. Auch die Gepflogenheit, solche Bedingungen zwar erst im Vollzuge wissenschaftlicher Analyse zu entdecken, sie dann aber mit dem Status "a priori" auszuzeichnen, wenn man sie nicht wieder wegdenken kann, überzeugt ^{diesem} vorwissenschaftstheoretischen Hintergrund nicht mehr⁶⁴⁾. Damit wird nicht nur, worauf Jürgen Habermas mich immer wieder hinweist, die Kontrolle des konsistenten "Einführens" von Begriffen schwierig, sondern auch die Absicherung von Erkenntnissen schlechthin.

Wenn aber diese Frage offen bleibt: wie kann die Wissenschaft dann beanspruchen, die Selbst-Thematisierung des Gesellschaftssystems zu übernehmen. Auch wenn es Gründe dafür gibt, daß das Gesellschaftssystem für seine Selbst-Thematisierung Wissenschaft in Anspruch nimmt, ist damit noch nicht entschieden, ob und wie das Wissenschaftssystem die damit verbundenen Erwartungen nach eigenen Kriterien erfüllen kann.

64) Zur spezifisch neuzeitlichen Denkform des "a priori" und zu seiner (kaum heranziehbaren) Vorgeschichte in älteren Prioritätsbegriffen siehe die Beiträge unter dem Stichwort A priori / a posteriori im Historischen Wörterbuch der Philosophie Bd. I, Basel - Stuttgart 1971, Sp. 462 ff.

Selbst der Gesichtspunkt, unter dem diese Frage gestellt werden kann, steht nicht ohne weiteres fest; denn auch er kann wiederum vom Standpunkt des Gesellschaftssystems oder vom Standpunkt des Wissenschaftssystems aus bestimmt werden, ohne daß vorab entscheidbar wäre, daß diese Standpunkte irgendwo konvergieren müßten. Wir müssen daher weit ausholen, und beginnen am besten problemgeschichtlich.

Die Frage nach den Bedingungen möglicher Erkenntnis hatte bekanntlich durch das Prämissenbewußtsein der neuzeitlichen Naturwissenschaften eine erste Zuspitzung erfahren. ^RDabei wurde die Trennung von Gegenstand und Erkenntnis (oder: von Sein und Denken) verschärft bis zur Ausweglosigkeit; zum einen, weil die spezifische Reflexivität des Erkennens der Natur nicht imputiert werden konnte; zum anderen, weil man einen der Erkenntnis gegenüberstehenden, von ihr unabhängigen Gegenstand annehmen mußte, an dem Widersprüche entscheidbar sind. Parallel dazu wandelte sich aber das Zeitverständnis in Richtung auf eine Punktualisierung der Gegenwart mit der Folge, daß Gegenstände sich nicht mehr über Kausalannahmen als notwendig begründen lassen. All das zusammen führte zur Derealisierung aller Relationen und aller Modalitäten, zu ihrer Rückverlagerung in den Erkenntnisprozeß selbst und zu ihrer transzendentalphilosophischen Neubegründung als Formen der Erkenntnis durch Kant.

Gleichgültig wie man diese Konsequenz metaphysisch interpretiert: eine Erkenntnis der Gesellschaft ist von ihr aus nicht möglich, denn die Gesellschaft ist ^{selbst} nichts anderes als die Gesamtheit der Relationen, die in ihr selbst und von ihr zur Umwelt hergestellt werden; und sie erfordert zu ihrer Herstellung und Reproduktion Modalisierungen, weil sie ihre Strukturen auf Selektionen bezieht, die als solche erfahren bzw. antizipiert werden ⁶⁵⁾. Nimmt man alle Relationen und alle

65) Genau diesen Punkt beleuchtet das bekannte Argument Simmels im Exkurs über das Problem: Wie ist Gesellschaft möglich?, in: Soziologie: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, 2. Aufl. München - Leipzig 1922, S. 21-31, und macht ihn zum Ausgangspunkt seiner Auffassung der Soziologie als Formen- oder Beziehungslehre.

R seit alters her der Gegenstand (πράγμα)

Dieser Gegenstand war gedacht als ein solcher, der nicht sprechen, also auch nichts zusprechen oder absprechen ^{kann} ~~kann~~ te; das galt ~~seit alters~~ als Bedingung dafür, dass man ihn symbolisieren und in seinen Symbolen logisch behandeln kann.

[muss

• Vgl. Aristoteles Cat. 12b ~~xxxx~~ 5-16.

Diese Bedingung kann auch so formuliert werden, dass Gegenstände, die geeignet sein sollen, Widersprüche zur Entscheidung zu bringen, nicht selbst über das Potential zur Negation verfügen dürfen. Gegenstand mit der Fähigkeit zur Negation ~~aber~~ ist nur die Erkenntnis selbst. Auf diese Weise

Modalitäten als Formen der Erkenntnis an, kann die Gesellschaft nicht erkannt werden; sie kann allenfalls Erkenntnis sein. Wenn die Gesellschaft aber nur Erkenntnis der Gesellschaft ist, fehlt ihr der erkenntnisunabhängige Gegenstand, der Widersprüche zur Entscheidung bringen könnte. Es werden beliebige Erkenntnismöglichkeiten möglich, von denen jede ihren Gegenstand erst konstituiert. Die Folge dieser Selbstreferenz in der Struktur der Erkenntnis selbst ist jener Relativismus der Theorieofferten, der wissenschaftlich Interessantes und Fruchtbare bietet (also nicht ohne weiteres als unwissenschaftlich abgelehnt werden müßte), der aber genau vor dem Problem versagt, das ihm von der Gesellschaft gestellt ist: dem Problem der Selbst-Thematisierung des einen Gesellschaftssystems.

629

Gibt es Auswege? Liegt irgendwo ein gedanklicher Fehler vor? Und bis zu welcher Problemstellung muß man zurückgehen, um ihn zu finden und über Alternativen zu befinden?

R

Die vorgetragene Argumentation beruht auf der Suche nach notwendigen Wahrheiten, deren Alternativenlosigkeit sichert, daß in ihnen der Gegenstand selbst und die Erkenntnis übereinstimmen. Die Denknötwendigkeit soll dabei die Sachhaltigkeit (= Realität) des Gedachten gewährleisten. Daneben werden in der Tradition kontingente Wahrheiten als denkbar anerkannt (schließlich kann man auch Notwendiges logisch negieren), aber sie behalten einen problematischen Status. Die von Leibniz festgehaltene Alternative lautet zum Beispiel: "Verum est vel necessarium vel contingens. Verum necessarium sciri potest per finitam seriem substitutionum seu per coincidentia commensurabilia, verum contingens per infinitam seu per incommensurabilia. Explicabile conferemus commensurabili, inexplicabile incommensurabili" ⁶⁶⁾.

Ohne bewußten Bezug auf Leibniz erhält dieses Kommensurabilitätsersfordernis in der allgemeinen Aktionstheorie von Talcott

66) Siehe: Opuscules, (Hrsg. Louis Couturat, Paris 1903, Neudruck Hildesheim 1966, S. 408.

R

Die beiden Probleme "Relativismus" und "Inkommensurabilität", die uns an den referierten Diskussionen aufgefallen sind, müssen sorgfältiger als bisher unterschieden werden. Sie haben aber zunächst eine einheitliche Vermeidungsstrategie ausgelöst, die auf ihre Weise dazu tendiert, den Vereinheitlichungsgrad wissenschaftlicher Erkenntnis zu überschätzen. Die gegen sie.....

Als später Ausläufer dieser erkenntnistheoretischen und später "lebensphilosophischen" Relativierung findet man heute einen Theorienrelativismus vor, der alle Erkenntnis als standortgebunden ansieht und daraus den Schluss zieht auf Inkommensurabilität der verschiedenen ~~Theorienübertragbaren Sachverhalte~~ Theoriesprachen oder Paradigmata. Zwischen solchen Theorien gibt es dann keine Übersetzbarkeit, obwohl sie sich mit Wahrheitsanspruch auf ein und dieselbe Welt beziehen, sondern nur Diskontinuität und abrupte Brüche. Karl Mannheim, C. Wright Mills und Thomas Kuhn ~~sind~~ gehören zu den prominenten Vertretern dieser Auffassung. Die Schwierigkeiten dieser Konzeption liegen nicht allein in dem

⁶ ~~Siehe~~ Vgl. Karl Mannheim, Ideologie und Utopie, 3. Aufl., Frankfurt 1952; C. Wright Mills, Language, Logic and Culture, American Sociological Review 4(1939), S. 670-680; ders., Methodological Consequences of the Sociology of Knowledge, American Journal of Sociology 46 (1940), S. 316-330; Thomas S. Kuhn, Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Frankfurt 1967.

[Dt. Übers.,

offen proklamierten Relativismus und der irrationalen Sprunghaftigkeit des Standpunktwechsels; sie liegen mehr noch in einer (nur implizierten) Überschätzung des Grades an Vereinheitlichung und wechselseitiger Exklusivität, den Theoriekonzeptionen real zu leisten vermögen, denn nur dadurch, dass die Systematizität der Theorien ~~überzeichnet~~ wird, wird der Übergang von einer zur anderen im ~~Vergleich~~ Theorienvergleich ~~und~~ oder in der zeitlichen Abfolge unverständlich.

[überzogen dargestellt

⁶ Siehe dazu auch die Kritik von Derek I. Phillips, Paradigms and Inkommensurability, Theory and Society 2(1975), S. 37-61.

Die Lösung des Relativismus wäre vielleicht akzeptabel, wenn es so leistungsfähige Theorien, die sich wechselseitig mit Sicherheit ausschliessen können, ~~überhaupt~~ für den Gegenstand Gesellschaft überhaupt gäbe. Dann könnte man nämlich die Wahl in der Tat dem Zufall überlassen; jede Theorie wäre gut genug. Was es faktisch gibt, sind jedoch nur konkurrierende Präentionen, die ihre wechselseitige Exklusivität nur behaupten. Und daran scheitert der Relativismus schon vorab, dass er ~~die~~ Paradigmata, die seine Voraussetzungen erfüllen, gar nicht vorführen kann.

Parsons eine Neufassung, die wir in ihren Auswirkungen gut überblicken können. Es wird als Erfordernis der Übersetzbarkeit begriffen - der Übersetzbarkeit in andere Theoriesprachen oder in eine allgemeinere Theoriesprache⁶⁷⁾. Diese Übersetzbarkeit erfordert nach Parsons den Rückgang auf allgemeinere Theorien, letztlich den Rückgang auf begriffliche Prämissen, die a priori gelten, weil man ohne sie einen Gegenstand wie Handlung oder System nicht angemessen denken könne. Das Resultat liegt in einem wie immer unfertigen Zustande vor, und die Kosten lassen sich abschätzen. Bei allem Arrangiererfolg ist weder zwingend dargetan, daß genau diese und nur diese Konzepte dem Gegenstand gerecht werden; noch erreichen sie hinreichende Beherrschung des Details. Vielmehr drängt sich der Eindruck auf, daß mit zunehmender Durchkonstruktion und mit zunehmender Annäherung ans Detail auch die nur analytischen Kunstgriffe und Implausibilitäten zunehmen⁶⁸⁾.

7 630a
Lohnt sich ein neuer Versuch, Relativismus mit generalisierendem Rückgriff auf Denknotwendigkeiten zu bekämpfen? Schon der Gedanke, dasselbe mit immer wieder anderen Arrangements zu wiederholen, bis es (zufällig?) klappt, widerlegt eigentlich die Idee. ~~7 Damit wird für die Soziologie die Frage akut,~~ ob und wie es möglich sein könnte, in jenem Gegenreich der nur kontingenten Wahrheiten - es sollen ja doch auch Wahrheiten sein! -, der unendlichen Vielfalt erforderlicher Erkenntnisschritte, der Inkommensurabilität oder Unübersetzbar-

67) Siehe Talcott Parsons, The Structure of Social Action, 2. Aufl. Glencoe Ill. 1949, insb. S. 600 f., 753 ff. Später spricht Parsons auch von "codification"; Vgl. Talcott Parsons / Edward Shils (Hrsg.), Toward a General Theory of Action, Cambridge Mass. 1951, S. 3. Obwohl Parsons der begrifflichen Ausarbeitung dieser Postulate wenig Aufmerksamkeit schenkt - sie sind für ihn evident -, ist kaum zu bezweifeln, daß sie das zentrale Motiv seiner Theoriekonstruktion bezeichnen. Siehe die Würdigung unter diesem Gesichtspunkt bei Harold J. Bershady, Ideology and Social Knowledge, Oxford 1973, wo im übrigen "not commensurable" und "untranslated" gleichbedeutend gebraucht werden (S.95).

68) Das liegt nicht zuletzt an dem Zwang zur Repetition des AGIL - Schemas auf jeder Ebene der Betrachtung.

Ein zweiter Ausweg besteht darin, ^{in der} ~~die~~ Systemtheorie jeweils nur die für das System relevante, durch es bestimmte Umwelt zu berücksichtigen und dadurch Kommensurabilität zu garantieren. Ein Prototyp dieses Versuchs ist die Psychologie Kurt Lewins, die sich auf die Analyse psychische Systeme in psychischen Feldern beschränkt und darin autonom zu sein behauptet. Dieser Versuch scheitert jedoch an seinem Umweltbegriff, der darauf angewiesen ~~ist~~ bleibt, gewisse Strukturen (und ^{seien} ~~es~~ es: Störungen oder Unordnungen) aus einer vorpsychischen Umwelt zu beziehen.

° Siehe dazu die Kritik der Position Lewins bei Roger G. Barker, On the Nature of Environment, Journal of Social Issues 19(1963), No.4, S.17-38.

Damit wird für jede Systemtheorie und speziell für die systemtheoretische Soziologie....

keit und der Unerklärbarkeit Bedingungen möglicher Erkenntnis auszumachen und rationale Methoden zu entwickeln, die die Wissenschaft als ihre eigenen anerkennen kann.

631a-c ~~Drei Vorgaben, die wir den vorangegangenen Sachanalysen entnehmen, machen die gleiche Frage zwangsläufig, nämlich:~~

(1) Wissenschaft ist ein soziales System. Anders wäre die Bewältigung ihrer Erkenntnisaufgaben auf rationale Weise nicht möglich, allein schon aus Gründen der Komplexität⁶⁹⁾. Der Systemcharakter des Kommunikationszusammenhanges der Wissenschaftler ist damit primäre Bedingung der Möglichkeit wissenschaftlicher Erkenntnis. Es gibt keine ihm prinzipiell transzendierende, auf sich selbst gestellte Vernunft. Die Frage kann nur sein - und insofern ist auch diese primäre Bedingung kontingent -, wie weit dieser Systemzusammenhang aus der allgemeinen gesellschaftlichen Kommunikation ausdifferenziert ist und dank Orientierung an besonderen Regeln besondere Leistungen erbringt, die nicht von jedermann erwartet werden können, trotzdem aber Wahrheitswert haben.

(2) Wahrheit ist keine Eigenschaft von Sätzen, sondern ein binär (Wahrheit/Unwahrheit) codiertes Medium der Kommunikation mit symbolisch generalisierten Regeln, nach denen Teilnehmer an entsprechend orientierter Kommunikation sich über Selektion von Erleben verständigen. Da die Teilnehmer selbst Umwelt ihres Kommunikationssystems sind und außerdem über weitere Umwelten kommunizieren können, ist diese Erlebnis-selektion nie beliebig möglich, auch wenn die Form dieser Nichtbeliebigkeit mit der Evolution variiert.

(3) Alle Gegenstände wahrheitsorientierter Kommunikation sind selbst Resultat evolutionärer Prozesse. Nicht nur unter prozessualem, sondern auch unter gegenständlichem Aspekt sind alle Wahrheiten kontingent. Jene Nichtbeliebigkeit kann daher nur in der Relationierung dieser beiden Kontingenzen gesucht werden. Im Falle der gesellschaftlichen Evolution produziert

69) Siehe statt vieler Martin Shubik, Information, Rationality, and Free Choice in a Future Democratic Society, Daedalus 1967, S. 771-778.

631a

Ohne dass entsprechende Theorieentwürfe oder Forschungserfahrungen vorlägen, können ^{wir} doch einen weiteren Schritt tun, indem wir die Probleme der Relativität und der Inkommensurabilität ihrerseits relativieren; und zwar dadurch, dass wir sie auf das ^Problem der Komplexität beziehen. Wie eingangs (1 I 1) dargestellt, erfordern komplexe Systeme - und so auch ~~systematisierte~~ theoretisch systematisierte Erkenntnisse - eine Reduktion möglicher Relationen zwischen Elementen. Grundbedingung der Analyse komplexer Systeme ist damit die Möglichkeit, zwischen Elementen und Relationen zu unterscheiden. Diese Unterscheidung können wir uns zunutze machen, um Relativismus und Inkommensurabilität zu relativieren. Die theorie~~is~~spezifische Relativität aller Wahrheit und ebenso die Inkommensurabilität aller Theoriesprachen und Paradigma bezieht sich jeweils nur auf die Relationen, die zwischen den Elementen zugelassen werden, nicht jedoch auf die Elemente selbst. Genauer formuliert: sie bezieht sich auf die Funktion der Selektion zuzulassender Relationen, nicht jedoch auf die Funktion des Elementseins, die in allen Theoriesystemen das für sie ~~und~~ und durch sie Unbedingte repräsentiert.⁹ Aller Relati-

⁹ Kant ~~kann~~ ^{macht} sich bezeichnenderweise von dieser Funktion des Elements oder des Einfachen einen "bloß negativen Begriff". Es repräsentiere der Vernunft das Unbedingte zu allem Zusammengesetzten, das in der Realität aber gar nicht angetroffen werden könne. Vgl. Über eine ~~Entdeckung~~ Entdeckung, nach der alle neue Kritik durch eine ältere entbehrlich gemacht werden soll (1790), in: Kleinere Schriften zur Logik und Metaphysik, Vierte Abteilung, Philosophische Bibliothek, Leipzig o.J. S.28 f. Das Element repräsentiert in Wahrheit aber die Möglichkeit eines Durchgriffs und weiterer Auflösung, die nur insofern eine negative ist, als sie zur Erkenntnis eines bestimmten Systems nichts mehr beiträgt.

ivismus hat mithin daran seine Grenze, dass er sich auf Relationierungen bezieht, die Elemente voraussetzen. In dem, was ein Erkenntnisssystem in der Funktion von Elementen verwendet - das können zum Beispiel jene berühmten Protokollsätze oder Basissätze der Objektsprache sein - muss es daher immer Kommensurabilität voraussetzen können.

Dabei darf allerdings nicht unbeachtet bleiben, dass das Erkenntnisssystem selbst ~~über~~ darüber disponiert, was es als Element verwendet - ob es zum Beispiel ~~über~~ Rollen oder Entscheidungen oder Handlungen oder Ereignisse oder Informationen seine Elementarsätze bildet. ^RUnd zugleich qualifiziert es die Elemente in immer nur theoriespezifischer (also relativer, inkommensurabler) Weise dadurch, dass es sie als Anknüpfungspunkt für bestimmte Relationen (und nicht

7 Kernmerkmal

in Bezug

des Erkenntnis-system

ohne Vorbegriff

RInsofern gibt es keine "Protokollsätze", die einfach nur feststellen könnte, was ist; sondern die Elementfunktion innerhalb der Erkenntnisssysteme setzt begriffliche Vorentscheidungen darüber voraus, in bezug auf welche Einheiten (elektrische Frequenzen, Informationen, Zellen, Kommunikationsakte o.ä.) Elementarsätze gebildet werden können.

und theoretisch ver-
arbeitet

R Wie weit sie sich in der Bestimmung von Elementen und Relationen der Nicht-Kontingenz (= Notwendigkeit) nähern, das hängt ab von ihrer Fähigkeit, die Komplexität ihres eigenen Aussagensystems zu erhöhen.

631c

in der Konstitution des Gegenstandes Gesellschaft, sondern in den darüber gebildeten wissenschaftlichen Theorien, ja in der Wissenschaftstheorie selbst. Vorherrschende Auffassung ist, dass man Selbstreferenzen zumindest innerhalb der Wissenschaft aus logischen Gründen vermeiden müsse. Selbstreferentielle Sachverhalte müssten danach in nicht selbstbezügliche Aussagen "übersetzt", also sozusagen logisch bereinigt werden, bevor sie Wahrheit beanspruchen können. Darin liegt ein Erkenntnisverzicht, der um so mehr ins Gewicht fällt, wenn selbstreferentielle Strukturen des Gegenstandes eine Art autokatalytische Funktion übernehmen und weitere Strukturen aufbauen, die gar nicht verständlich/sinn sind, wenn man ausser Acht lässt, dass sie sich ihrerseits auf selbstreferentielle Sachverhalte, zum Beispiel auf Selbst-Bewusstsein beziehen.

Dagegen liesse sich

~~Man könnte hier~~ immer noch einwenden, dass solche Opfer gebracht werden müssen, weil sie zu den spezifischen ~~Leistung~~ Selektions- und Leistungsbedingungen des Wissenschaftssystems gehören. Aber dieses Argument verstrickt sich in das Übel, das es zu vermeiden trachtet: Es ist ~~selbst~~ selbstreferentiell gebaut. Man kann durchaus zugestehen, dass es innerhalb des Wissenschaftssystems logische Subprogramme gibt, bei deren Verwendung man Selbstreferenzen eliminieren muss, aber das ist dann eine bewusst reduktive Operation, die innerhalb des Wissenschaftssystems nach besonderen Kriterien und mit Bewussthalten des Erkenntnisverzicht und ^{mit} Diskontierung des Ertrags vollzogen werden muss.

Im übrigen machen drei Vorgaben, die wir den vorangegangenen "achanalysen entnehmen, den Einbau selbstreferentieller Strukturen und Prozesse auch in die Wissenschaftstheorie zwangsläufig, nämlich:

R ,Da es die Differenz von System und Umwelt argumentativ
· verwendet, um Normen des Systems selbst zu begründen,

diese beides: die Gesellschaft selbst und deren Erkenntnis. Diese Erkenntnis muß daher, wenn sie Evolution einbezieht, nicht nur die doppelte Kontingenz von Gegenständen und Erkenntnissen erfahren, sondern gerade darin, in der Erkenntnisrelation, sich selbst als kontingent und als evolutionär veränderlich begreifen. Sie kann nicht länger in der alten Weise die *adaequatio intellectus ad rem* von der gegenläufigen, nur für Gott möglichen *adaequatio rei ad intellectum* trennen wie unabhängige und abhängige Variable. Ihre *adaequatio* liegt in der Einsicht, daß die Nichtidentität von Gegenstand und Erkenntnis, von Gesellschaft und von wissenschaftsspezifischer Kommunikation über Gesellschaft, selbst ein Resultat gesellschaftlicher Evolution ist - und daher kontingent, veränderbar, aber gleichwohl nicht beliebig machbar.

In klassischer Sprache formuliert, steckt darin das Ansinnen einer Paradoxie, zumindest einer paradox erscheinenden Umkehrung gewohnter Fundierungsvorstellungen: Die Wahrheit dieser Theorie gründet ihren Universalitätsanspruch und ihre Weltgeltung nicht auf ihre Adäquität zur Welt und nicht auf Regeln der Reflexion und Kontrolle dieser Adäquität, sondern auf ein unter beträchtlichen Reduktionen operierendes Teilsystem, das unter eben diesen Bedingungen sich selbst erforschen kann. Die Möglichkeit der Reflexion hängt nämlich genau von dieser Art des Vorgehens ab: von der partikularen Referenz aller Universalsichten, aller gesamtgesellschaftlichen und hier sogar aller weltbezogenen Funktionen. Der Reflexionsstil ist dann bestimmt durch den Nachvollzug dieser Bedingung, und Reflexion findet ihren Halt in der selektiv-reduzierten, gegen Umwelt diskontinuierlichen Identität des Systems - und nicht in einer totalisierenden Konzeption. Sie wird gestoppt nach Bedarf - und nicht durch die Lösung eines Abschlußproblems, die doch immer nur behauptet werden kann. Das ergibt dann freilich keine affirmative, sondern eine reduktive, keine nette, sondern eine ironische Theorie. Sie nimmt Partikularität als Bedingung für Universalität - so wie Ausdifferenzierung von Systemen als Bedingung für die Konstitution der Welt.

Dies führt dazu, daß Selbstreferenz nicht als Modus der Lösung einer Abschlußproblematik eingeführt werden kann nach dem Modell des Gottesbegriffs oder der Vorstellung des Willens zur Vernunft, der in dieser Intention als "reinen" Willen sich selbst will; sondern daß selbstreferentielle Strukturen und Prozesse in doppelter Weise auftreten: am Gegenstand selbst und in der Wissenschaft. Damit wird das Verhältnis dieser beiden Bereiche als Problem der Relationalität von Selbstreferenzen zum Thema. Die Frage ist dann: Wie können Komplexe, die sich selbstbezüglich begründen und verändern, zueinander in Beziehung treten. Die Forderung der Gegenstandsadäquität, der letztlich totalen Sinnerfassung, wird dann zurückgenommen und ersetzt durch die Forderung adäquater Erfassung genau dieses Umstandes: daß der Gegenstand - und ebenso Wissenschaft als Gegenstand von Wissenschaft - selbstreferentielle Strukturen und Prozesse aufweist.

Die hieraus sich ergebenden Konsequenzen bestimmen sowohl die Theorie als auch die Methodologie der Wissenschaft von der Gesellschaft. Im Bereich der Methodologie, darauf kommen wir zurück, erfordern sie eine Radikalisierung des Funktionalismus: eine Problematisierung der für den Gegenstand selbst möglichen Problemstellungen. Im Bereich der Theorie erfordern sie ein Aufsprengen klassischer Theorieansätze durch Einbau eines Bezugs auf Weltdimensionen, die zugleich als Dimensionen der Selbst-Thematisierung des Gesellschafts-systems und als Theoriedimensionen der Wissenschaft fungieren. Das haben wir in den vorstehenden Hauptteilen unserer Untersuchungen zu leisten versucht.

Systemtheorie, Kommunikationstheorie und Evolutionstheorie artikulieren die drei Sinndimensionen, in denen die Gesellschaft sich selbst sachlich, sozial und zeitlich identifiziert und für sich selbst zum Thema, eventuell zum wissenschaftlichen Thema wird. Diese drei Dimensionen sind Weltdimensionen. Sie sind Träger von Kontinuität und Diskontinuität. Sie sind Bedingungen der Möglichkeit gezielter, ergiebiger Negationen. Sie übergreifen als Weltdimensionen (nicht notwendig jedoch: in der angegebenen Theorieform) Gegenstand und Erkenntnis und sind auch insofern in sachlicher, sozialer und zeitlicher Hinsicht Träger von Kontinuität und Diskontinuität. Als Weltdimensionen sind sie nicht weiter begründbar, vielmehr Bedingung der Möglichkeit aller Begründungen; und nicht weiter erklärbar, vielmehr Bedingung der Möglichkeit aller Erklärungen. Sie sind sozusagen Ersatz-Aprioris - und dies in doppeltem Sinne: durch die (nur) phänomenologische Art ihrer Einführung in die wissenschaftliche Analyse und durch den selbstreferentiellen Begründungsstil, den sie allen Theorien aufzwingen, die sich der Welthaftigkeit dieser Sinndimensionen wirklich zu stellen und zu fügen versuchen.

Daß, theoriegeschichtlich und in der wissenschaftlichen Reflexion gesehen, Systemtheorie, Kommunikationstheorie und Evolutionstheorie stärker auseinandertreten und sich durch Bezug auf sich selbst zu begründen beginnen⁷⁰⁾, hat demnach selbst wieder gesellschaftstheoretisch zu fassende Gründe: Eine evolutionär fortgeschrittene, hochkomplexe Gesellschaft kann ihre Welt nur noch durch Differenzierung jener drei Dimensionen adäquat konstituieren. Sie muß deshalb, wenn gesellschaftstheoretische Konzepte überhaupt die Funktion der Selbst-Thematisierung übernehmen und weltadäquat erfüllen sollen, diese entsprechend auseinanderziehen. Wir haben gesehen, daß dies faktisch in mehr oder weniger deutlich bewußtem Umfange bereits geschieht. Nur: daß dieses Geschehen seinen Grund in der gesellschaftlichen Evolution selbst hat, das kann erst eine Theorie der Weltgesellschaft formulieren. Und erst damit wird das Problem der Selbstreferenz aus einer logischen Verlegenheit, die nach Möglichkeit auszubooten ist durch eine Typentheorie, eine Mehrebenentheorie, durch willkürlich eingeführte unabhängige Variable oder wie immer, zum Kernstück der Gegenstandsadäquität soziologischer Theorie; denn durch Ausarbeitung der selbstreferentiellen Strukturen von Systemtheorie, Kommunikationstheorie und Evolutionstheorie erreicht die Gesellschaftstheorie den Anschluß an die Analyse der Weltdimensionen. Dadurch übernimmt sie erst die Funktion, die Gesellschaft in sachlicher, sozialer und zeitlicher Hinsicht zu identifizieren in einer Weise, die sich selbst als historisch relative, späteste und komplexeste Form der Selbst-Thematisierung reflektiert.

Dieser Umweg über eine gesellschaftstheoretische Analyse der Bedingungen der Möglichkeit gesellschaftstheoretischer Analyse ergibt erste Anhaltspunkte für das wissenschaftliche Programm. Es beruht im Kern auf der Absicht, mit einer Mehrheit selbstreferentieller Forschungsansätze zu arbeiten, die

70) Vgl. oben 5 I 4 und 5.

je für sich logisch nichts ausschließen und empirisch gehaltlos sind, die sich aber wechselseitig erfordern und limitieren. Trotz selbstreferentieller Elemente in den einzelnen Ansätzen ist, das haben wir in den Hauptteilen unserer Untersuchung mit exemplarischen Analysen zu zeigen versucht, deren Kombination nicht beliebig möglich, und aus den jeweils anderen Theorien lassen sich Instruktionen entnehmen, die einen primär verfolgten Theorieansatz konkretisieren. Gerade die Unabhängigkeit des selbstreferentiellen Begründungsansatzes, gerade der Verzicht auf deduktive oder reduktive Vereinheitlichung ist Voraussetzung für kombinatorische Gewinne. Wie aber ist diese Bedingung der Möglichkeit kombinatorischer Erkenntnisgewinne zu begreifen, das heißt in der Wissenschaftssprache darzustellen?

4. Limitationalität

Die allgemeinste Bedingung produktiver Kombinatorik und zugleich das äußerste Bezugsproblem wissenschaftlicher Theoriebildung überhaupt nennen wir Limitationalität. Unter Limitation verstehen wir die bestimmende ("qualifizierende") Funktion einer Negation⁷¹⁾. Die Negation bestimmt nicht das, was negiert wird, sondern etwas anderes. Limitation ist also eine Relation des Negierten zu etwas anderem; eine Relation, die besagt, daß die Negation des Negierten dem anderen nicht gleichgültig ist, sondern dessen Möglichkeiten einschränkt. Handelt es sich bei einem Löffel nicht um Silber, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß es sich um Eisen handelt, entsprechend größer. Limitation bedeutet also nicht (oder nur im Grenzfall strikter Binarität) Festlegung von Bestimmungen, wohl aber Einschränkung der Möglichkeiten, bestimmt zu werden, und insofern Erkenntnisgewinn.

71) Kant führt den Begriff, ohne sich auf eine Definition festzulegen, in der Tafel der Kategorien unter den Kategorien der Qualität auf. Siehe: Kritik der reinen Vernunft B 106.

L 635a

Limitationalität ist die Kontingenzformel des Wissenschafts-
systems - die Formel, mit der speziell für dieses System
Kontingenz zugelassen, aber in der Form von Beliebigkeit aus-
geschlossen wird. Sie hat für die Wissenschaft also diejeni-
ge Stellung, die im politischen System die Formeln der Macht-
legitimation einnehmen oder im Wirtschaftssystem das Prinzip
der Knappheit. Keine wissenschaftliche Theorie kommt darum
herum, Limitationalität vorauszusetzen oder explizit einzu-
führen. Das bedeutet jedoch nicht, daß dies immer auf die
gleiche Weise und mit den gleichen Konsequenzen zu geschehen
habe. [So unterscheidet sich beispielsweise die neuzeitliche
Dialektik von der älteren Gattungslogik dadurch, daß sie
Limitationalität nicht mehr durch eine natürlich feststehen-
de Typik der series rerum garantiert, sondern sie in die
Zeitdimension verlagert und behauptet, Negation könne als
Prozeß der Bestimmung des sei es unbestimmt, sei es wider-
spruchsvoll-bestimmt Vorhandenen keine beliebigen Resultate
haben⁷²⁾. Die ältere Gattungslogik hatte die Welt selbst ent-
weder als endlich oder doch als endliche Selektion vorausge-
setzt. Sie konnte deshalb von einer weltimmanenten Limita-
tionalität ausgehen, die dann über Gattungen und Arten eine
konkrete Ordnung der Individuen vermittelt. Das operative
Erfordernis der Limitationalität war durch die Realität
selbst auf verschiedenen Allgemeinheitsstufen garantiert. Dem
entsprach die Spaltung des Negationsbegriffs in annihilatio
(als Gegenbegriff zu creatio) und privatio und eine nur pri-
vative Verwendung der Negation in erkenntnismäßigen Opera-
tionen⁷³⁾. Solche Prämissen waren gedacht als Grundlagen
einer Technik des Sichzurechtfindens mit endlichen Mitteln
unter einer begrenzten Zahl von Gegenständen.

72) Siehe zu diesem Vergleich auch Hans Wagner Philosophie und Reflexion, München - Basel 1959, S. 108 ff.

73) Vgl. etwa Thomas von Aquino, Quaestiones disputatae de veritate, qu. 3, a.4 ad 4: "falsitas autem principii non cognoscitur nisi per privationem veritatis sicut cecitas per privationem visus".

635a

(Vollkommenem Ange-
messenheit (des Begriffs)
an die

Die ältere Tradition lässt sich, mit bedeutenden Ausnahmen vor allem biblischer und mystischer Provenienz, kennzeichnen dadurch, dass sie Limitation als Perfektion begreift und dabei die Nichtbeliebigkeit des Negierens mit Bezug auf sachimmanente Zwecke oder mit Bezug auf die Realität begründet. Perfektion ist dann vollkommene Angemessenheit ^(des Begriffs) an den Zweck oder ~~Realität~~ ist/Realität ~~als solche~~. In der griechischen Überlieferung stand daher ein technisch-poietisches Konzept der Perfektion im Vordergrund; die Versuche, dieses Konzept mit der biblischen Überlieferung zu verbinden, führten seit Augustin und vor allem seit Anselm von Canterbury zu einem comparatistischen Perfektionsbegriff, der höher generalisiert war als der Alte insofern, als er Stufen der Perfektion (bzw. ~~Exzellenzen~~ "Exzellenz") vorsah, und nur die höchste Perfektion und mit ihr zugleich das Mass der Perfektion der Negation entzog.

Solange Limitation in diesem Sinne als Perfektion begriffen oder aus Perfektion begründet wird, konnte sie nicht als Leistung problematisiert werden - es sei denn als Schöpfung. ^{mit} Mit dem Zerschneiden ^{jener} dieser Gleichung von ~~der~~ Limitation und Perfektion erst wird die Möglichkeit eröffnet, sich Alternativen für die Einführung von Limitation zu überlegen (und damit erst wird es sinnvoll, von Limitationalität zu sprechen). So

• Eine philosophische Kritik dieser Gleichsetzung findet man bei Martin Foss, The Idea of Perfection in the Western World, Princeton N.J. 1966 1946.

R Im Erfahrungsraum einer differenzierteren, religiös gespaltenen Gesellschaft stösst die neuzeitliche Kritik sich zunächst an der Subjektivität und Vorurteilshaftigkeit derjenigen Prototypen, Zweckbegriffe oder Universalideen, die dem Perfektionsurteil zu Grunde liegen.

° Siehe ~~Spinoza~~ die praefatio zu Teil 4 der Ethik von Spinoza (Opera/Werke, Darmstadt 1967, Bd. II, S. 381 ff.) mit der bekannten Konsequenz, die Realität in ihrer Wesenhaftigkeit Perfektion zu nennen (was den Begriff auf die Funktion eines blossen epitheton ornans herabsetzt). Vgl. auch Hegels Kritik der Perfektionsidee als einer unbestimmten Vorstellung, die (im Gottesbeweis Anselms) das zur Voraussetzung macht, "um was es sich handelt"; in: Vorlesungen über die Philosophie der Religion, Dritter Teil, B, ~~Marx, Engels~~ Werke Bd. 17, Frankfurt 1969, S. 211. Es handelt sich aber, für Hegel, um die (dialektische) Einheit von Gedanke und Realität.

Die bürgerliche Philosophie muß immanente und vielleicht auch gesellschaftsstrukturelle Gründe gehabt haben, diese Konzeption zu sprengen. Die Dialektik war, durch Hereinnahme des Zeitmomentes, ein erster Versuch, der sich jedoch der Frage nach den Bedingungen fruchtbarer operativer Verwendung von (nicht mehr nur privativen, sondern kreativen) Negationen ziemlich schutzlos ausgesetzt hat. Die Limitationalitätsgarantie kann jedenfalls nicht allein in der Voraussetzungslosigkeit des Anfangens mit reflexionslogischen Begriffsbestimmungen liegen. Nicht zufällig suggeriert daher Marx aus Analysen mit selbstreferentieller Negativität den Fehlschluß einer negativen Bewertung des Vorhandenen: der kapitalistischen Gesellschaft. Die Limitationalität wird nur unreflektiert garantiert: durch Focussierung der Gesellschaftstheorie auf Fragen der Wirtschaft oder gar des Eigentums mit der Folge, daß die Negation der kapitalistischen^{die} Bejahung und Herbeiführung der sozialistischen Gesellschaft impliziert und die Theorie, auf diese Alternative fixiert, ihren Universalitätsanspruch verliert.

Im engeren Bereich der neueren Wissenschaftstheorie, vor allem im sogenannten "kritischen Rationalismus" stellt sich das gleiche Problem. Man könnte "Falsifikation" theoretischer Hypothesen als methodisches Verfahren nicht empfehlen, verbände sich damit nicht die Hoffnung, der Wahrheit sei es durch Eliminierung falsifizierter Hypothesen, sei es durch Scheitern von Falsifikationsversuchen, immer also auf dem Umwege über Negationen, näher zu kommen⁷⁴⁾. Das ist aber nur unter der Voraussetzung von Limitationalität der Fall. Diese Voraussetzung impliziert eine Aussage über die Welt, die dem Weltbegriff widerspricht (und zwar im Merkmal der Unendlichkeit). Sie läßt sich daher wissenschaftstheoretisch nicht begründen. Entsprechend haltlos, das heißt ohne Halt an einem Konzept für dieses Grundproblem, ist die Polemik, die der kritische Rationalismus gegen die Dialektik führt.

74) Siehe als Ausgangspunkt einer umfangreichen Diskussion Karl R. Popper, Logik der Forschung, Wien 1935 (2. Aufl. Tübingen 1966).

Auch die funktionale Analyse steht vor dem gleichen Problem; sie kann es aber nach jenen Vorerfahrungen nicht mehr ganz unbedacht als gelöst voraussetzen. Sie kann, da es keine Ausnahmen gibt, einigermaßen sicher sein, daß irgend so ein Ersatz-Apriori, das Limitationalität einführt, notwendig ist; und sie kann Kritikern dialektischer oder kritisch-rationaler Provenienz, die ihr diesen Punkt, diesen Sprung vom Unbestimmten zum Bestimmten oder doch Bestimmbaren vorhalten, entgegenhalten: *tu quoque!* Aber damit wird die Aufmerksamkeit nur auf die Frage gelenkt: Wie macht man es?

Der Überblick über mehrere (funktional äquivalente) Möglichkeiten, Limitationalität einzuführen, lenkt die Aufmerksamkeit auf eine Frage, die wir vor allem zur Abgrenzung gegen die Dialektik explizit aufwerfen müssen: Wie begründen sich eigentlich selektive Bestimmungen? Solange man Limitationalität schlicht voraussetzt, kann man sagen: durch die Negation anderer Bestimmungsmöglichkeiten. Die (endliche) Negation trägt dann mit der Bestimmungs- auch die Begründungslast. Sie muß in das Bestimmte aufgenommen werden als Moment seiner eigenen Wirklichkeit. Wenn man dagegen Limitationalität nicht mehr schlicht voraussetzt, sondern als Ordnungsleistung problematisiert, verlagert sich die Begründungslast auf die Einführung von Limitationalität; auf die Limitationalitätsgarantie. Erst sie verleiht den Negationen die Fähigkeit zu bestimmen; und nur wenn diese Fähigkeit begründet werden kann, kann auch ihre Leistung im Einzelfall begründet werden. Diese Einsicht hat eine methodisch wichtige Konsequenz, die mit den Ergebnissen einer auf konkreteren Ebenen geführten methodologischen Diskussion konvergiert: Ein Vergleich kann nicht begründen, eine funktionale Analyse kann nicht erklären. Darauf kommen wir weiter unten (5 II 4 und 5) zurück.

Diese Verschiebung des Begründungsproblems führt nicht etwa ins Allgemeinere (etwa: zum "Begriff" der bestimmten Negation), sondern ins Partikuläre; sie führt uns zurück auf das Wissenschaftssystem, das durch Artikulation von Limitationa-

lität sich selbst eine Kontingenzformel gibt. Damit wird, wie immer im Bereich der Kommunikationsmedien, nicht bestritten, daß limitierte Negationen (ebenso wie Wahrheit, Macht usw.) durchgehendes Gebrauchsgut in nahezu allen gesellschaftlichen Prozessen ist. Limitation kommt nicht nur in den wissenschaftsinternen Prozessen vor. Aber ihre spezifische Artikulation für besonders anforderungsreiche Operationen sowie Interpretationen und Entscheidungen über Interpretationen der Form von Limitationalität sind nur für das Wissenschaftssystem nötig und nur durch das Wissenschaftssystem möglich. Nur hier ist absehbar, was davon abhängt, welche Fassung man der Kontingenzformel Limitationalität gibt.

Vor diesem Problem, die Kontingenzformel der Wissenschaft zu interpretieren, findet die funktionale Analyse sich selbst. Sie findet ein Bezugsproblem mit einer Mehrheit vorliegender Lösungsvorschläge. Genau das ist das sie selbst charakterisierende relationale Schema der Analyse. Die funktionale Analyse bezieht alle Gegenstände auf Probleme; begreift also alles, was sie untersucht, als ein schon gelöstes Problem, das auch anders gelöst werden könnte. Sie setzt dadurch alles, was sie an Wirklichkeiten oder an Möglichkeiten vorfindet, einem Vergleich mit anderen, funktional äquivalenten Möglichkeiten aus. Sie ist eine Technik problembezogenen (nicht: eigenschaftsbezogenen!) Vergleichens. Dabei intendiert sie nicht eine bloße Zusammenstellung des Gleichen und nicht die bloße Induktion übereinstimmender Merkmale an vielen ähnlichen Exemplaren. Sie versucht also keine direkte Generalisierung ausgehend allein von den Merkmalen, die sie an Gegenständen vorfindet; so käme man immer nur zu einer geschlossenen Welt mit einer begrenzten Menge von Eigenschaften. Sondern sie interessiert sich für die Ungleichheit des Gleichen, nämlich für das Ausmaß an Ungleichheit, das in einer spezifischen - eben der problemlösenden - Hinsicht noch als gleich behandelt werden kann. Die Ungleichheit des Gleichen ist sozusagen ihr Expansionsfeld. Im Unterschied zu einer Gattungslogik, die sich für die Gleichheit des Gleichen interessiert, braucht sie deshalb keine geschlossene Welt vorauszusetzen.

Wir werden im folgenden Abschnitt der Frage nachgehen, was ein solches Programm methodisch bedeuten mag. Zuvor muß jedoch geklärt werden, welche Auffassung von Limitationalität, welche Interpretation der Kontingenzformel des Wissenschaftssystems es voraussetzt. Hierfür sind zwei Gesichtspunkte entscheidend, die wir nur noch zusammenfügen müssen: Selbstbezüglichkeit und Nachträglichkeit.

Unter dem Problemgesichtspunkt der Limitationalität vergleicht die funktionale Analyse sich selbst mit anderen Erkenntnis-techniken. Sie entdeckt ihre eigene Abhängigkeit von Prämissen, die Limitationalität garantieren, und kann die Wahl dieser Prämissen auf die Erfordernisse vergleichender Analysen beziehen. Der sozialwissenschaftliche Funktionalismus hatte zunächst "Bedürfnisse" vorausgesetzt, die auf verschiedenartige, aber begrenzte, nicht beliebige Weise erfüllt werden können⁷⁵⁾. Er hatte sodann dieses Konzept generalisiert zu einer allgemeinen Theorie sozialer Systeme oder gar handelnder Systeme schlechthin und sich Limitation durch die Bedingungen des Bestandes solcher Systeme vorgeben lassen⁷⁶⁾. Die Versuche einer Konstruktion solcher Bestandsbedingungen führten bald darauf Talcott Parsons nochmals eine Abstraktionsstufe weiter, nämlich zur Annahme der allgemeinen analytischen Variablen innen/außen und gegenwartsorientiert/zukunftsorientiert, mit deren Hilfe er ein dichotomisierendes Bestimmungsverfahren für Systemfunktionen konstruiert, das auf der Ebene der Systeme selbst zugleich als Differenzierungsverfahren und auf der Ebene des Handelns als Verfahren von "binary choices" im Rahmen allgemeiner Orientierungsmöglichkeiten (pattern variables) dargestellt wird⁷⁷⁾. Diesen Bezugsrahmen

75) Vgl. namentlich Bronislaw Malinowski, A Scientific Theory of Culture and Other Essays, Chapel Hill 1944, S. 67 ff., 145 ff.

76) Siehe Talcott Parsons, The Social System, Glencoe Ill. 1951, sowie ders. / Edward Shils (Hrsg.), Toward a General Theory of Action, Cambridge Mass. 1951.

77) Die übersichtlichste Darstellung ist: Talcott Parsons, General Theory on Sociology, in: Robert K. Merton / Leonard Broom / Leonard S. Cottrell, Jr. (Hrsg.), Sociology Today, New York 1959, S. 5-38.

hatten wir bereits mit Hilfe einer Analyse der Sinndimensionen nochmals erweitert und komplexiert, indem wir der Sachdimension (System/Umwelt) und der Zeitdimension die Sozialdimension selbst in entsprechender Theoriestellung angefügt und die Dichotomisierung auf Horizonte bezogen und damit von dem starren Zwang zur binären Wahl entlastet hatten. Dazu kommt jetzt eine im engeren Sinne wissenschaftstheoretische Kritik des Parsons'schen Funktionalismus:

Die Limitationalitätsgarantie wird in dieser dichotomisierten Form a priori eingeführt und als Denk- und Sachnotwendigkeit schlechthin angesehen. Genau diese Behauptung unkritischer Annahmen ist der Punkt, an dem der Funktionalismus nunmehr Kritik auf sich zieht und seine Annahmen problematisieren muß im Hinblick auf den Duktus der Theorie und das methodische Verfahren, die er damit in Gang bringen, also limitieren will. Erst jetzt wird es nötig, nach der Funktion funktionaler Analyse zu fragen und die Art und Weise, in der Limitationalität eingeführt wird, darauf abzustimmen. Und erst hier - und nicht auf der simplen Ebene der Anerkennung der Tatsache von "Widersprüchen"⁷⁸⁾ - wird es sinnvoll, selbstreferentiellen Funktionalismus und selbstreferentielle Dialektik in ihrer Behandlung des Problems der Limitationalität zu vergleichen.

Der zweite Punkt betrifft Nachträglichkeit. Da funktionale Analysen immer an schon gelöste Probleme anknüpfen und deren Lösungen nur reproblematisieren, setzen sie Limitationalität nicht als eine Art Hürde voraus, die genommen werden muß, bevor man anfangen kann, rational zu analysieren; ebenso wenig wie sinnhaftes Erleben und Handeln im allgemeinen voraussetzt, daß über den intendierten Sinn entschieden sein muß, bevor man anfängt, zu erleben bzw. zu handeln⁷⁹⁾. Sinn und

78) Siehe etwa Pierre L. van den Berghe, *Dialectic and Functionalism: Toward a Theoretical Synthesis*, *American Sociological Review* 28 (1963), S. 695-705.

speziell wissenschaftlicher Sinn impliziert nur, daß man auf das Problem der Limitationalität zurückgehen (bzw. durch Kritiker zurückgeführt werden) kann; ^{ferner} daß dies in Abhängigkeit von dem jeweils relevanten Kontext der Problematisierung geschieht und daß ein solcher Rückgang notwendig wird, wenn die Bestimmungsfunktion von Negationen prinzipiell durchdacht und selbstreferentiell gerechtfertigt werden soll.

Selbstbezüglichkeit und Nachträglichkeit sind keine Spezifika der funktionalen Analyse. Sie charakterisieren auch die Dialektik und auch die transzendente Phänomenologie Edmund Husserls⁸⁰⁾. Für die funktionale Analyse ist lediglich bezeichnend, daß sie mit diesen Begriffen ein Problem konturiert, dem sie sich selbst funktional zuordnet zum Zwecke des Vergleichs mit anderen, nichtfunktionalistischen Lösungsvarianten. Diese werden dabei bewußt inkongruent, nämlich in bezug auf das letzte Bezugsproblem der Wissenschaft dann doch funktional interpretiert. Nur so ist der Vergleich möglich. Nur so kann eine funktionale Theorie im Vergleich mit anderen Theorien ihre eigene Lernfähigkeit testen.

Diese formalen und wissenschaftstheoretischen Aspekte, die Art und Weise des Vorgehens betreffend, lassen sich inhaltlich als Orientierung am Problem der Komplexität ausdrücken. Die funktionale Analyse interpretiert Limitationalität als Komplexität. Mit Komplexität wird, wie oben (l.I.l., Neufassung) ausgeführt, die Selbstlimitierung der Welt bezeichnet, die darin besteht, daß bei Zunahme der Elemente nicht mehr alle mit allen direkt verknüpft werden können. Die Realisierung einzelner Relationen durch Prozesse geht also jeweils unter Eliminierung anderer vor sich, und die Negation bestimmter Möglichkeiten verstärkt die Chancen für andere.

79) Anders auch hier die bei Notwendigkeiten a priori ansetzende Handlungstheorie; siehe etwa Talcott Parsons / Edward A. Shils (Hrsg.), *Toward a General Theory of Action*, Cambridge Mass. 1951, S. 77.

80) Siehe dazu besonders Karl Schuhmann, *Die Fundamentalbetrachtung der Phänomenologie: Zum Weltproblem in der Philosophie Edmund Husserls*, Den Haag 1971.

Wie dies geschehen kann, geschehen wird, geschehen sollte, ist damit noch nicht gesagt. Der Begriff Komplexität leistet nur eine abstrakte Limitationalitätsgarantie. Mit der begrifflichen Vereinheitlichung wird die Einheit der Mannigfaltigkeit betont; dies aber nicht in der Form eines Gattungsbegriffs oder eines Mengenbegriffs, der alles, was vorkommt, einbegreift, sondern in der Form eines Problems, das jeder selektive Prozeß, der vorkommt, zu lösen hat, und das man Reduktion der Komplexität nennen kann.

5. Funktionale Analyse

Während Limitationalität zur Theoriebildung führt und Strukturen wissenschaftlicher Forschung ermöglicht, wenn man sie als Komplexität interpretiert, führt sie zur Methodenentwicklung und ermöglicht damit Prozesse wissenschaftlicher Forschung, wenn man sie als Bezugsproblem für vergleichende Analysen ansieht. Vergleich ist explizite oder implizite Voraussetzung jeder wissenschaftlichen Aussage, und jede Methode orientiert sich an Regeln der Entscheidung über vergleichbare Aussagen zu einem als identisch vorausgesetzten Sachverhalt. Jede Wissenschaft wird ihre Kontingenzformel also dadurch methodisieren, daß sie das Problem der Limitationalität als Regel der Vergleichbarkeit interpretiert. (Hier nimmt im übrigen die Dialektik einen anderen Weg, die sagen müßte: als produktive Negierbarkeit interpretiert).

Jeder Vergleich erfordert eine Überbrückung der Differenz von gleich und ungleich und zu diesem Zwecke eine Zentralperspektive, einen "Gesichtspunkt", der die Gleichheit des Ungleichen garantiert⁸¹⁾. Das kann auf sehr verschiedene Weise geschehen⁸²⁾. Der Versuch, ungleiche Aussagen, nämlich

81) Man könnte natürlich auch sagen: die Ungleichheit des Gleichen, das heißt das Vermeiden von Tautologien, garantiert.

82) Zum Beispiel hat auf antiken Grundlagen die Rechtstheorie sich im Rahmen der Gerechtigkeitslehre ausgiebig mit der Gesichtspunkt-Relativität aller Gleichheit beschäftigt. Siehe etwa Hans Nef, Gleichheit und Gerechtigkeit, Zürich 1941; Konrad Hesse, Der Gleichheitsgrundsatz im Staats-

Damit gehört es auch zu den Voraussetzungen wissenschaftlicher Aussagen, sie verlören sonst ihren Gegenstandsbezug, dass die Relation der Gleichheit bzw. Ungleichheit in der gegenständlichen Realität selbst vorkommt und nicht eine nur ~~wissenschaftsimmanente~~ subjektive, psychische, mentale oder wissenschaftsimmanente Aktivität darstellt.

• Diese These könnte man im Anschluss an Husserls Logische Untersuchungen phänomenologisch begründen. Siehe dazu auch Alfred Brunswig, Das Vergleichen und die Relationserkenntnis, Leipzig - Berlin 1910. Ungeachtet dessen bleibt aber auch wissenschaftstheoretisch keine andere Wahl, wenn man zugesteht, dass der Vergleich universeller Aspekt jeder wissenschaftlichen Aussage ist.

verschiedenartige Theorien oder Hypothesen, am Gegenstand konkurrieren und durch den Gegenstand entscheiden zu lassen, ist die einfachste und überzeugendste Methodenvorstellung. Die funktionale Analyse geht darüber hinaus und bringt sich selbst damit in viel diskutierte methodologische Schwierigkeiten. Für den Begriff der Funktion ist zunächst bestimmend, daß er diese Relation auf den Vergleichsgesichtspunkt selbst bezeichnet; sodann, aber das ist bereits umstritten, daß er diese Relation als Aspekt der gegenständlichen Wirklichkeit auffaßt, also nicht als Sache frei wählbarer analytischer Intention behandelt. Die funktionale Analyse vergleicht also nicht nur Theorien, sondern setzt Gleichheits-/Ungleichheitsverhältnisse im Gegenstand selbst an, und dies nicht nur in dem Sinne, daß sie verschiedene Gegenstände vergleicht, also ungleiche Theorien in Bezug auf Aussagen über Gleichheit/Ungleichheit von Gegenständen konkurrieren läßt, sondern in dem nochmals radikalisierten Sinne, daß sie sich für die als gleich behandelbaren Ungleichheiten eines Gegenstandes interessiert. Jeder Gegenstand, jedes System wird ihr dadurch gleich und ungleich zugleich. Der Gegenstand selbst garantiert die Gleichheit des Ungleichen.

Er garantiert sie durch die Einheit seiner Komplexität, die die Gleiche ist, aber nur in der Weise, daß sie Reduktion durch Differenzierung von Perspektiven der Gleichheit und Ungleichheit nahelegt, zum Beispiel Reduktion durch Systemdifferenzierung und Beurteilung der Gleichheit nach Schichtzugehörigkeit oder nach Funktion. Also etabliert der Gegen-

zu 82) recht, Archiv des öffentlichen Rechts 77 (1951-52), S. 167-224; Werner Böckenförde, Der allgemeine Gleichheitsgrundsatz und die Aufgabe des Richters, Berlin 1957, insb. S. 67 f., 71 ff.; Karl Engisch, Logische Studien zur Gesetzesanwendung, 3. Aufl., Heidelberg 1963, S. 30 ff.; Adalbert Podlech, Gehalt und Funktionen des allgemeinen verfassungsrechtlichen Gleichheitssatzes, Berlin 1971, S. 30 ff. Siehe ferner etwa H. Ulrici, Compendium der Logik, 2. Aufl., Leipzig 1872, S. 93 f.; Edmund Husserl, Logische Untersuchungen, Bd. II Teil 1, 3. Aufl., Halle 1922, S. 112 f.; Ernst Cassirer, Substanz und Funktion, 2. Aufl., Berlin 1922, S. 33.

stand durch seine Komplexität an sich selbst Perspektiven der Gleichheit bzw. Ungleichheit. Dies kann in der wissenschaftlichen Analyse in einem unmittelbaren Sinne festgehalten und beschrieben werden - eben in dem Sinne, daß man ungleiche Hypothesen über Gleichheiten bzw. Ungleichheiten am Gegenstand zur Entscheidung bringt und auf eine richtige Theorie reduziert. Man stellt dann fest, daß die Chancen für Teilnahme an freiwilligen Vereinigungen schichtenmäßig differieren, oder daß Politiker ein Einkommen haben, das höher ist als das Durchschnittseinkommen der Bevölkerung, oder daß die Erhöhung der Ausstattung von Schulen mit Personal und Lehrmitteln für Neger und Weiße gleichermaßen erfolglos ist, jeweils unter Ausscheidung anderer Hypothesen über den gleichen Sachverhalt.

Die funktionale Analyse geht darüber hinaus, indem sie sich um die Aufklärung jener konstitutiven Bedingungen für Gleichheit und Ungleichheit im Gegenstand selbst bemüht. Dies ist möglich, wenn man den Gegenstand als ein Problem identifiziert, das auf verschiedene (ungleiche) Weise gelöst werden kann. Die Auflösung der Gegenstandsvorgabe wird dadurch auf die Spitze getrieben. Die Einheit des Gegenstandes wird auf ein Problem zurückgeführt, das auch anders gelöst werden könnte, und als dieses Problem wird die Komplexität identifiziert, deren Einheit der Gegenstand "ist".

Mit diesem Rückgriff auf Komplexität als letzte Bestimmung der Einheit von Gegenständen (ob nun System, Umwelt oder Welt) intendiert die funktionale Analyse, und darin liegt ihre eigene Funktion, eine Maximierung der noch vergleichbaren Ungleichheit über das hinaus, was der Gegenstand für sich selbst als gleich und ungleich konstituiert. Mit einer solchen Erhöhung der durch Vergleich noch überbrückbaren Heterogenität stellt die funktionale Analyse sich auf bereits hochkomplexe Sachverhalte ein. Zugleich macht diese Steigerungsrichtung ihr das Problem der Limitationalität bewußt; denn es muß irgendwelche Grenzen des noch vergleichbaren Ungleichen geben. Die funktionale Analyse "methodologisiert" somit

die Kontingenzformel Limitationalität, indem sie Komplexität als Problem begreift, das auf verschiedenartige, aber nicht auf beliebige Weise gelöst werden kann. Sie kann von da aus alles, was ist, als ein schon gelöstes Problem begreifen, das auch anders gelöst werden könnte, als sedimentierte Komplexität sozusagen. Sie expandiert ins Andersartige, Ungleiches durch Umphantasieren des Gegenstandes selbst in Richtung auf seine eigenen anderen Möglichkeiten, und erst sekundär durch Bilden und Testen konkurrierender Theorien über diese anderen Möglichkeiten des Gegenstandes⁸³⁾.

Diesen Transfer von Limitationalität in Operationen wissenschaftlicher Analyse können Problemstellungen aber nur leisten, wenn sie mehr an Struktur enthalten als nur die Notwendigkeit des Limitierens selbst. Der Problembegriff läßt sich $\longleftrightarrow$ formal definieren als spezifizierbare endliche Disjunktion. Gelöste und ungelöste Probleme unterscheiden sich dadurch, daß eine bzw. keine der möglichen Alternativen realisiert ist. Dieser Unterschied ist für den Problembegriff selbst von untergeordneter Bedeutung⁸⁴⁾. Das Problem verschwindet also nicht mit seiner Lösung. Das invariante, für gelöste und ungelöste Probleme identische Moment ist dabei die limitierte Kontingenz, die entweder an realisierten oder

83) Die in diesem Punkte ganz ähnlichen Methodenvorstellungen Husserls über freies Variieren und Umphantasieren der Gegenstände haben ein ganz anderes Ziel, nämlich das Hinführen auf apriorische Denknöwendigkeiten am Wesen der Sache selbst. Vgl. Edmund Husserl, Erfahrung und Urteil, Hamburg 1948, insb. S. 409 ff. Dazu muß man sich jedoch auf die Voraussetzung einlassen, daß dafür eine endliche "series substitutionum" (Leibniz) erforderlich ist, die wir zumindest für den Fall der Gesellschaft als eines Gegenstandes mit totalisierenden Perspektiven nicht akzeptieren können. Deshalb kommt auf die funktionale Methode die Frage zu, wie sie ihr Variieren des Gegenstandes am Gegenstand selbst begrenzt, ohne diese Grenzen als vorweg (a priori) sicher geltende zu unterstellen.

84) Deshalb ist es auch nicht richtig, daß ein Problem dadurch geklärt werden könne, daß man eine (!) Problemlösung findet. So aber Karl R. Popper, Objective Knowledge: An Evolutionary Approach, Oxford 1972, S. 246, m.E. im Widerspruch zu seinem eigenen Problembegriff.

an nur möglichen Problemlösungen erfahren wird. Eine Eigentümlichkeit wissenschaftlicher - im Vergleich zu alltäglicher - Problemstellung ist ferner, daß sie reflexiv werden können: Man kann nicht gut erfragen, was man fragen soll; man kann aber in der richtig gewählten Problemstellung ein Problem sehen⁸⁵⁾. Dieser Reflexivitätsgewinn ist Folge der Ausdifferenzierung einer besonderen Kontingenzformel für Wissenschaft. Aber all diese Bestimmungen bleiben als Ausformulierungen des Prinzips der Limitationalität abstrakt. Sie teilen die Schwäche aprioristischer Ansätze⁸⁶⁾: daß sie in sich selbst keine Angaben über Regeln der Annäherung an die Realität enthalten. Diese können nur zusätzlich entwickelt werden und bleiben im Modus der eigenen Problemorientierung des Forschungsprozesses kontingent.

Problemorientierung leistet eine Anleitung zum Vergleichen ja nur dadurch, daß sie abstrakt ist. Methodologisch bedeutet dies, daß das, was das Vergleichene unterscheidet, nicht aus dem Problem deduziert werden kann (obwohl der Begriff des Problems eine Mehrheit von Lösungsmöglichkeiten impliziert), sondern in externen Relationen liegen muß, die hinzugefunden werden müssen. Solche Relationen werden in zwei verschiedenen Hinsichten bedeutsam, die man sorgfältig unterscheiden muß: (1) bei der Konstitution der Bezugsprobleme, im Hinblick auf die funktionale Analysen geführt werden, und (2) bei der Unterscheidung funktional äquivalenter Lösungsmöglichkeiten an Hand ihrer Ungleichheiten. Diese Duplikation externer Bezüge folgt aus der Tatsache, daß die Funktion selbst die Form einer Relation hat. Darauf kommen wir unter 5 II 6 zurück.

85) Insofern spricht Llewellyn Gross, *Sociological Theory: Questions and Problems*, in ders. (Hrsg.), *Sociological Theory: Inquiries and Paradigms*, New York 1967, S. 3-73 im Abschnitt "Questions about Questions" nicht über Fragen, sondern über Problemstellungen.

86) Siehe dazu auch Willi Oelmüller, *Zu einer nichttranszendentalphilosophischen Deutung des Menschen*, *Philosophisches Jahrbuch* 82 (1975), S. 103-128 (105 ff.).

Nicht jede intendierbare Wirkung ist schon eine Funktion, die ein Problem zu lösen hat. Sie wird zum Problem nur dadurch, daß Anderes auf das Eintreffen der Wirkung eingestellt ist, so daß beim Ausfall der Wirkung etwas außerhalb des unmittelbaren Wirkungszusammenhangs sich ändert - sei es, daß Folgeschäden eintreten, sei es, daß kompensatorische Maßnahmen ergriffen werden müssen. Probleme sind lokalisierte Interdependenzen: An einem Punkte wird faßbar, daß vielerlei, vielleicht Unübersehbares, anders werden müßte, wenn das Problem nicht gelöst wird. In diesem Sinne "repräsentieren" Probleme Komplexität. Sie wären ohne vorauszusetzende Komplexität keine Probleme, weil nur Komplexität jene externen Bezüge konstituiert und limitiert, die besagen, daß man auf die Lösung eines Problems angewiesen ist.

Fragt man nicht ob, sondern wie Probleme gelöst werden, kommen andere externe Relationen der Funktion in den Blick, nämlich jene, die es ermöglichen, verschiedene funktional äquivalente Lösungsmöglichkeiten an ihren unterschiedlichen Realisierungsbedingungen und Nebenfolgen zu unterscheiden. Nicht nur daß, sondern auch wie Probleme gelöst werden, hat Konsequenzen außerhalb des Lösungszusammenhangs selbst. Und auch deren Differenz ist konstitutiv für die Problematik des Problems insofern, als dieses ein Problem nur ist, wenn es auf mehrere Weisen gelöst werden kann.

Erst die Nichtidentität dieser extrafunktionalen Bezüge macht eine Funktion zur Funktion. Methodisch gesehen, verfolgt die funktionale Analyse daher die Absicht, solche Nichtidentitäten auseinanderzuziehen und in der Form einer Funktion zu relationieren. Diese Absicht transzendiert nicht nur die gerade gegebene Realität, sondern auch das vorwissenschaftliche Problembewußtsein des Alltags. Sie rekonstruiert die Realität als bereits gelöstes Problem, und sie kann das vorfindbare Problembewußtsein rekonstruieren, indem sie erklärt, weshalb einige der externen Relationen Aufmerksamkeitspräferenz

genießen⁸⁷⁾. Insofern bleibt die bekannte Unterscheidung manifester und latenter Funktionen auch bei diesem komplexeren Begriff von funktionaler Analyse erhalten; ja es wird erst eigentlich verständlich, daß und wie sie sich auf die Anreicherung der Wirklichkeit mit Problemgehalt bezieht.

Funktionen sind nach all dem keine selbstgenügsamen Relationen, keine isoliert erkennbaren Bestandstücke der Wirklichkeit. Genau dies ist der Punkt, indem es notwendig geworden ist, die kausalgesetzliche Interpretation des Funktionalismus - etwa als Befriedigung anthropologisch vorgezeichneter Bedürfnisse oder als Bewirkung des Bestandes von Systemen - zu korrigieren⁸⁸⁾. Der Funktionalismus dirigiert die Analyse nicht in die Richtung einer Erhöhung der Gewißheit, mit der man mögliche kausale Eignungen kennt, sondern, diese vorausgesetzt, in die Richtung der Kontextbedingungen, die verschiedenartige Ursachen oder Ursachenkomplexe als funktional äquivalent erscheinen lassen. Die Frage der Eignung bzw. der Wahrscheinlichkeit des Bewirkens von Wirkungen läßt sich auch hypothetisch beantworten, ohne daß dies die Struktur des funktionalen Arguments tangieren würde. Man kann argumentieren: Gesetzt den Fall, man könnte durch harte Strafen die Häufigkeit bestimmter Verbrechen mindern, gibt es im Hinblick auf dieses Problem funktionale Äquivalente, etwa Beseitigung der Anreize zum Verbrechen oder Erhöhung der Anzeige- und

-
- 87) Hier wären Forschungen anschließbar, die zu zeigen versuchten, wie Veränderungen des Gesellschaftssystems im Laufe der gesellschaftlichen Evolution das alltäglich-mögliche Problembewußtsein transformieren. So scheint die Entwicklung von Kommunikationsmedien generalisierbare, die Entwicklung der Systemdifferenzierung spezifizierbare Problemstellungen zu fördern, ohne daß damit allein schon ein ausgewogenes Verhältnis von Generalisierung und Spezifikation erreicht wäre. Mit einer Steigerung in beiden Richtungen, mit zunehmender Generalisierung und mit zunehmender Spezifikation, ist allein noch nicht zu erreichen, daß die externen Bezüge der Relationen zwischen Problemen und Problemlösungen bewußtseins- und motivfähig bleiben. Die viel diskutierte "Externalisierung von Kosten" durch die "kapitalistische" Wirtschaft ist ein Beispiel dafür. Als übergreifendes Konzept bietet sich deshalb die Hypothese an, daß bei steigender Komplexität die Diskrepanz von manifesten und latenten Funktionen zunimmt und soziologische Aufklärung zum Problem der Probleme wird.

Verfolgungswahrscheinlichkeit? Auch ohne hinreichende Sicherheit über kausale Eignungen erweitert und limitiert die funktionale Perspektive den Gegenstandsbereich, der im Hinblick auf bestimmte Problemstellungen relevant ist. In dieser limitierenden Erweiterung liegt der Erkenntnisgewinn. Und nur mit Hilfe dieser limitierenden, funktionale Äquivalente aufspürenden Analyse ist überhaupt ein theoretisch fundierbares Forschungsdesign möglich. Wenn eine sinkende Verbrechenshäufigkeit zu erklären ist, kann es immer noch sein, daß in der konkreten Situation funktional äquivalente Bewirkungsmöglichkeiten ausscheiden, weil sie real nicht vorliegen. Wenn zum Beispiel die Strafandrohung nicht geändert war, ist es, ^{und} das heißt Limitationalität, um so wahrscheinlicher, daß sinkende Anreize der ausschlaggebende Faktor waren (ohne daß diese Feststellung voraussetzte, daß man gesichert weiß, ob Erhöhung der Strafandrohung bei diesem Verbrechenstyp überhaupt die Häufigkeit hätte beeinflussen können). Dasselbe gilt für ein Planungsdesign, wenn Erhöhung des Strafmaßes von vornherein politisch oder sonstwie tabuisiert ist und unabhängig von Fragen etwaige Eignung ausscheidet. Die weitere Ausarbeitung würde dann einen Wechsel der funktionalen Bezugsprobleme erfordern. Man müßte fragen, welche Probleme dadurch gelöst worden sind, daß man Erhöhung des Strafmaßes ausschließt; oder welche Probleme anders gelöst worden sind, so daß der Anreiz zum Verbrechen abnimmt.

Für die Entwicklung komplexerer, theoriegesteuerter Forschungsprogramme ist es, mit anderen Worten, nötig, die Bestimmung von "Element" und "Beziehung" im Theoriekonzept zu verschieben, um bessere Chancen zu gewinnen, Relationen anzuschließen. Darin liegt zugleich ein Schritt der Distanzierung von der alltäglichen, gesamtgesellschaftlich üblichen Kausalorientierung, ein Schritt der Ausdifferenzierung spezi-

88) Hierzu Niklas Luhmann, Funktion und Kausalität, in: ders., Soziologische Aufklärung: Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme, Köln-Opladen, S. 9-30. Die Kritik an den Thesen dieses Aufsatzes übersieht zuweilen, daß die Relevanz von Kausalbeziehungen keineswegs geleugnet wird, sondern daß nur das theoretische Interesse rückverlagert wird in die Beziehungen zwischen Kausalbeziehungen.

fisch wissenschaftlicher Orientierungsweisen. Nicht die Ursachen und die Wirkungen sind die Elemente, die durch möglichst sicherzustellende Kausalbeziehungen verknüpft werden, sondern die Kausalbeziehungen selbst sind die Elemente, deren nichtbeliebige, nur selektiv möglichen Relationen zueinander interessieren. Erst auf diesem Niveau wissenschaftlicher Systemkomplexität lassen sich höhere Ansprüche an theoretische Integration realisieren. Es ist selbstverständlich, daß der Sicherheitsgrad aller empirischen Erkenntnisse abhängig bleibt vom "Funktionieren" der Kausalitäten, also von jenen Primärrelationen. In jedem System haben Elemente eine solche Funktion der Sicherheitgarantie. Aber das System ist nicht eine bloße Sammlung solcher Elementarsicherheiten, und die empirischen Wissenschaften sind nicht zureichend begriffen, wenn man sie als Bestand der bestätigten (bzw. bisher nicht falsifizierten) Kausalhypothesen begreift. Ihre Ordnungsleistung, das heißt die Ordnung der bei zunehmender Größe immer notwendiger werdenden Eliminierungsleistungen, läßt sich nur fassen auf der Ebene der Relationierung solcher Relationen.

Auf dieser Ebene findet sich die Wissenschaft jedoch - das kann man ablesen am Modell der Optimierungsrechnung oder auch an den Diskussionen des Prinzips der Gerechtigkeit als Mitte aller Wertbeziehungen - mit rationalen Unentscheidbarkeiten konfrontiert. Sie muß, um Entscheidbarkeit zu erreichen, Prämissen zusätzlich einführen, die aus dem Prinzip der Relationierung von Relationen nicht deduzierbar sind. Im Rationalisierungskontext wissenschaftlicher Analyse zeigt sich dies am viel diskutierten Problem der "funktionalen Erklärung".

6. Funktion und Erklärung

Es gibt zahllose Wahrheiten, aber nur wenige sind wissenschaftlich bemerkenswert. Das wissenschaftliche Interesse an Wahrheiten wird normalerweise mit dem Begriff der "Erklärung" bezeichnet. Jedenfalls nehmen wir im folgenden diesen Begriff als Bezeichnung für das Ausarbeitungsprogramm der Wahrheitsfunktion im Bereich der Wissenschaft, bezeichnen mit ihm also die detaillierende Bestimmung der gesellschaftlichen Funktion des Wissenschaftssystems. Das Wissenschaftssystem ist spezialisiert auf die Funktion, Wahrheiten auszuarbeiten, die etwas erklären - nicht einfach Wahrheiten aufzuzeigen, zu benennen, zu rühmen und zu loben.

Was der Begriff Erklärung genau genommen besagt und was von Wahrheiten verlangt werden muß, damit sie geeignet sind, etwas zu erklären, ist umstritten. Wir werden uns auf die darüber geführte Diskussion⁸⁹⁾ nicht im einzelnen einlassen können. Ohnehin muß die Gesellschaftstheorie der Wissenschaftstheorie einen beträchtlichen Spielraum für Kontroversen, Unsicherheiten, Unschärfen in der Begriffsfassung und Neubildung von Meinungen konzedieren. An einem Ausgangspunkt aber müssen wir festhalten, weil Klarheit darüber die Voraussetzung ist für einen hinreichend komplexen, analytischen Ansatz. Der Nachweis einer Funktion ist allein noch keine Erklärung⁹⁰⁾.

89) Vgl. insb. Wolfgang Stegmüller, Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie Bd. I: Wissenschaftliche Erklärung und Begründung, Verbesserter Nachdruck Berlin - Heidelberg - New York 1974 mit umfangreicher, wenn auch einseitig ausgewählter Bibliographie. Ferner etwa Charles Taylor, The Explanation of Behaviour, London 1964; Georg Henrik von Wright, Explanation and Understanding, London 1971.

90) Siehe namentlich Carl G. Hempel, The Logic of Functional Analysis, in: Llewellyn Gross (Hrsg.), Symposium on Sociological Theory, Evanston Ill. / White Plains N.Y. 1959, S. 271-307, neu gedruckt in ders., Aspects of Scientific Explanation and Other Essays in the Philosophy of Science, New York - London 1965, S. 297-330; Harry M. Johnson, Sociology, New York 1960, S. 71 ff.; Robert Brown, Explanation in Social Science, London 1963, insb. S. 109 ff.; Maurice N. Richter, Jr., Social Functions and Sociological Explanation, Sociology and Social Research 50 (1965), S. 72-77.

Diese Aussage läßt sich umformulieren. Sie kann auch lauten: Es ist nicht die Funktion der Funktion, etwas zu erklären. Überhaupt scheint die funktionale Analyse nicht direkt den Erklärungszielen der Wissenschaft zu folgen, sondern eher die Rationalitätsvorteile des Umwegs oder der Indirektheit zu suchen. Denn die Funktion der Funktion ist es, wie soeben gezeigt, die Vergleichbarkeit des extrem Ungleichen herzustellen. Diese Funktion wird durch Erweiterung des Vergleichsbereichs erfüllt. Dabei unterscheidet sich die funktionale Analyse von der bloßen Quantifikation, ihrem wichtigsten funktionalen Äquivalent, dadurch, daß sie andere Gesichtspunkte als nur Zahlen benutzt, um die Vergleichbarkeit des Ungleichen zu limitieren⁹¹⁾. Dieser Vergleich mit der Vergleichstechnik der Quantifikation bringt nochmals deutlich heraus, daß eine Technik der Einbeziehung des Ungleichen in die Vergleichbarkeit gar nicht die Intention hat, zu erklären - weder in dem einen noch in dem anderen Falle.

Der Verzicht auf Gleichsetzung von Funktion und Erklärung (bzw. von Quantifikation und Erklärung) ist keineswegs ein Verzicht auf Erklärung schlechthin; er läuft keineswegs auf eine Anmeldung der Wissenschaft zum Konkurs hinaus. Aber die Erklärung wird durch den Umweg über die funktionale Analyse erschwert. Sie leistet zunächst eine Destruktion des alltäglichen Erklärens durch Bekanntes, Erwartetes, Gewohntes, und dies im Interesse besonderer Leistungen des Systems Wissenschaft. Die Kontingenz der zu erklärenden Zustände und Ereignisse muß zunächst in Richtung auf andere Möglichkeiten (und nicht nur im Sinne des Auffallenden, Abweichenden, Überraschenden) erweitert werden, damit die Reduktion durch Erklärung Informationswert bekommt.

91) Dieser Vergleich setzt seinerseits voraus, daß auch Quantifikation die Funktion hat, Ungleiches vergleichbar zu machen, dabei aber besondere Merkmale der Funktionserfüllung aufweist, die sie von der funktionalen Analyse unterscheiden. Die vielleicht wichtigste dieser Besonderheiten ist, daß Quantifikation die Vergleichsobjekte unbestimmt (unterspezifiziert) läßt bzw. nur logisch bestimmt.

Denn Erklärung hat, welchen strengeren Erfordernissen der wissenschaftlichen Akzeptierbarkeit immer sie zu genügen hat, die Funktion der Kontingenzausschaltung. Erklärung leistet eine Reduktion dessen, was mit dem zu Erklärenden möglich ist. Die Vergleichbarkeit arbeitet zwar, soweit sie Grenzen hat, im Sinne des Bemühens um Erklärung. Beide setzen Limitationalität voraus. Aber Vergleichbarkeit kann, soweit sie ins Ungleiche expandiert, der Erklärung auch Schwierigkeiten bereiten, ohne daß sie in der Form bloßer Quantifikation oder funktionaler Analyse ausreichende Reduktionsmöglichkeiten bereithielte. Die Fähigkeit zur Auflösung kann weiter gehen als die Fähigkeit zur Rekombination. Diese Fähigkeit muß als Antrieb zur Theoriebildung erhalten bleiben. Deshalb ist es prinzipiell nicht möglich, die eigentliche Funktion funktionaler Analyse auf einen Sonderfall komplexer Kausalbeziehungen zurückzuschneiden und sie damit erklärungsstechnisch zu normalisieren⁹²⁾. Die Differenz der beiden Perspektiven läßt sich nur ausnutzen, wenn man ihre Nichtidentität bewußt hält und den methodischen Operationen zu Grunde legt. Dazu sollen im folgenden einige Überlegungen skizziert werden.

Unser Ausgangspunkt ist: Sowohl funktionale Vergleiche als auch Erklärungen erfordern Relationierungen. Im Vergleich geht es um nichtidentische Relationen zwischen einem Bezugsproblem und Möglichkeiten zu seiner Lösung. Auch die Erklärung ist eine Relation zwischen einem zu erklärenden Gegenstand und dem, was zu seiner Erklärung dient (explanandum - explanans). Für beide Arten von Relationierung gibt es besondere Anforderungen, die zum Teil umstritten sind. Für Erklärungsrelationen fordert eine verbreitete, an Hempel und Oppenheim anschließende Auffassung den Status "nomologischer Hypothesen", die sich aus einer Theorie logisch deduktiv ab-

92) Einen solchen Versuch unternimmt Arthur L. Stinchcombe, *Constructing Social Theories*, New York 1968, S. 80 ff.

leiten lassen⁹³⁾. "Nomologisch" heißt dabei so viel wie: gesetzmäßig und daher bei Rekurrenz der Ausgangslage (Randbedingungen, Antezedenzbedingungen) mit Sicherheit wiederholbar. Das impliziert: Neutralisierung der Zeit sowie die oben (5 II 1) behandelten Leibnizschen Prämissen notwendiger Wahrheiten. Darauf läßt man sich ein, um Sicherheit wissenschaftlicher Erkenntnis schon auf dieser Ebene der Basisrelationen prästieren zu können.

Für die nomologische Präzisierung des Erklärungsproblems gibt es gute, auch systemtheoretisch einleuchtende Gründe. Ein wichtiges Argument ist das der Lernfähigkeit: Nur wenn man einfache und empirienah formulierte Erwartungen als Relationen zweiseitig konstant halten kann, kann man hinreichend rasch feststellen, ob etwas der Fall ist oder nicht: Wenn die Herdplatte auf 12 geschaltet ist, brennt die Milch an; das kann man sowohl an dem Schalter als auch an der Milch feststellen. Eine solche Regel bietet eine sinnvolle Lerninstruktion, sie gibt jedoch die Prämissen nicht vollständig an (die Milch brennt nicht an, wenn man laufend rührt; es könnte Töpfe geben, in denen nichts anbrennen kann etc.)⁹⁴⁾. Vor allem sind aber die sozialwissenschaftlich interessierenden Sachverhalte zumeist nicht derart einfach, ganz zu schweigen von der Tatsache, daß es bisher theoretisch ableitbare Hypothesen dieses Typs gar nicht gibt⁹⁵⁾. Gäbe es nicht

93) Siehe Carl G. Hempel / Paul Oppenheim, *Studies in the Logic of Explanation*, *Philosophy of Science* 15 (1948), S. 135-175, neu gedruckt in Hempel a.a.O. (1965), S. 245-290. Vgl. auch Karl Popper, *Die Zielsetzung der Erfahrungswissenschaft*, in: Hans Albert (Hrsg.), *Theorie und Realität*, Tübingen 1964, S. 73-86; Stegmüller a.a.O., S. 72 ff.

94) Ob die Vollständigkeitsbedingung überhaupt erfüllbar ist, ist überdies zweifelhaft. Dazu Stegmüller a.a.O., S. 147 f.

95) Das hat im übrigen zu einer Aufweichung des Theoriebegriffs geführt, nämlich dazu, daß man auch ad hoc Hypothesen ohne jede Kontrolle durch weitere theoretische Zusammenhänge "Theorien" nennt, wenn sie nur testbar sind. Aber eine solche Sinnverschiebung ist nur ein Ausweichen vor dem bekannten Problem des Mißlingens "hypothetisch-deduktiver" Theoriekonstruktionen. Man müßte daher auf den Grund dieses Versagens zurückgehen und versuchen, die im Theoriebegriff implizierten Leistungen der Generalisierung und Konsistenzsicherung anders zu erbringen, statt sie aufzugeben.

schon prinzipiellere Bedenken, müßte es zumindest aus diesen Gründen abgelehnt werden, die funktionale Analyse am Erklärungsmodell von Hempel und Oppenheim zu messen⁹⁶⁾.

Auf der bisher skizzierten Überlegungsgrundlage sind Urteile indes auf alle Fälle voreilig und gebunden an dogmatisch eingeführte Ansichten über "richtige" Kriterien der Wissenschaftlichkeit. Wir greifen statt dessen auf systemtheoretische Überlegungen zurück, die wir auf die Wissenschaft selbst anwenden. Deren Ausgangspunkt ist die Nichtidentität von System und Umwelt. Zweifellos hat mit der Ausdifferenzierung der neuzeitlichen Wissenschaft die Diskontinuität zwischen System und Umwelt in einer Weise zugenommen, die einfache Überbrückungsbegriffe diskreditiert. Weder kann man Kategorien zu Grunde legen, die für System und Umwelt dieselben sind, also den Realitätsgehalt der Aussagen garantieren, und zugleich forschungstechnisch ausreichende Instruktion aus diesen Kategorien gewinnen; dafür ist die Distanz zu groß und die Eigenrationalität der Wissenschaft zu hoch entwickelt. Noch kann man sich die Umwelt der Wissenschaft als einen Komplex von sinnlich zugänglichen, wahrnehmbaren Daten vorstellen, der lediglich innerhalb der Wissenschaft begrifflich und

- 96) So durchgehend Hans Gerd Schütte, *Der empirische Gehalt des Funktionalismus: Rekonstruktion eines soziologischen Erklärungsprogramms*, Meisenheim / Glan 1971, der nicht nur den Funktionalismus, sondern auch empirische Sozialforschung vor der Idee nomologischer Erklärung versagen sieht, ohne daß dieser Befund ihn an der Idee selbst zweifeln läßt. Vgl. ferner Klaus Grimm, Niklas Luhmanns "soziologische Aufklärung" oder das Elend der aprioristischen Soziologie", Hamburg 1974. Grimm erkennt im übrigen auch die Eigenständigkeit und Entwicklungsfähigkeit der Erklärungskonzeption Max Webers, die an einen intentionalen Handlungsbegriff gebunden ist und nicht im Nomologismus von Hempel, Popper, Albert, sondern eher in einem pragmatischen Intentionalismus, also bei Anscombe oder von Whright, adäquate Nachfolger gefunden hat. Hier läuft die Erklärung unabdingbar über ein subjektives Prinzip der Kontingenzausschaltung. Systemtheoretisch setzte dies jedoch jene oben (5II 2) bereits abgelehnte Annahme voraus, daß nur gehandelt werden kann, wenn zuvor über den Sinn des Handelns eindeutig (und für Außenstehende prognostizierbar) entschieden ist.

{ Taylor

logisch so geordnet wird, daß die Beziehung von Umwelt und System mit der von Empirie und Logik zusammenfällt; denn dafür ist die Eigenrationalität der Umwelt zu hoch entwickelt, besonders natürlich im Bereich der Gesellschaft. Das Scheitern dieser einfachen Modelle erzwingt eine komplexere Rekonstruktion der Umwelt-Beziehungen von Wissenschaft, und erst in deren Rahmen kann ermittelt werden, wie funktionaler Vergleich und Erklärung zueinander stehen.

Grob gesagt, werden wir den Begriff der kategorial gesicherten Identität von Sein und Denken (Gegenstand und Erkenntnis) ersetzen durch das Problem der Relationierung von Relationen. Die Wissenschaft setzt externe Relationen zwischen Zuständen bzw. Ereignissen ihrer Umwelt in Beziehung zu internen Relationen (Erklärungsrelationen). Wir werden in dieser Relationierung eine Funktion der Kontingenzverringerung finden und werden der Relation zwischen empirischen Daten und logisch-richtiger Aussagen-Behandlung (also dem, was man üblicherweise Verifikation oder Falsifikation nennt) eine Kontrollfunktion zuweisen. Damit ist behauptet, daß keine Wissenschaft das Problem ihrer Umweltbeziehungen unmittelbar in der Form einer logischen Konstruktion empirischer Daten lösen kann, denn diese fallen punktuell und atomistisch, nicht aber relational an; daß aber entsprechende Regeln gleichwohl eine unentbehrliche Funktion der Kontingenzverringerung in Bezug auf Beziehungen zwischen externen und internen Relationen übernehmen.

Gewisse Formprobleme in den Beziehungen zwischen Wissenschaft und Umwelt treten nämlich unabhängig von Empirie und Logik auf. Dazu gehört, daß man für die Konstruktion der Umweltbeziehungen überhaupt die (relativ flexible, disponible) Form der Relation wählt; sodann, daß man zwischen Realrelationen⁹⁷⁾, die in der Umwelt bestehen, (zum Beispiel Kausalbeziehungen)

97) Wir setzen hier die zumindest für die Soziologie zwingende Annahme voraus, daß Relationen in der Realität bestehen und nicht ein bloßes Artefakt von Erkenntnisoperationen sind. Vgl. dazu oben 5 II 1.

und Erklärungsrelationen, nämlich wissenschaftlichen Sätzen unterscheidet, die ein Verhältnis zwischen explanandum und explanans formulieren. Die Unterscheidung selbst kann, wie man seit Tarski betont, nur in der wissenschaftsinternen Sprache formuliert werden⁹⁸⁾. Die relationale Struktur beider Relationen macht ihre Kongruenz erst interessant, nämlich abhängig davon, daß auf beiden Seiten je mindestens zwei Elemente zur Deckung gebracht werden. Erst auf diese Weise lassen sich interne Relationen heuristisch als Such- und Abtastmuster der Realität verwenden. Es fällt zum Beispiel ein externer Faktor auf, sagen wir: Abnahme des durchschnittlichen Heiratsalters. Man formuliert die Hypothese, daß mit Abnahme des Heiratsalters die Geburtenzahl steigt, und sucht in der Realität den zweiten Faktor. Ob man ihn findet oder nicht, ist allein nicht entscheidend und ist vor allem keine Stoppregel für die Forschung. Wenn man ihn findet, bleibt die Nichtzufälligkeit seines Vorkommens zu belegen; wenn man ihn nicht findet, läßt die Erklärungsrelation sich gleichwohl halten, wenn man sein Fehlen erklären kann - hier zum Beispiel durch gleichzeitig zunehmenden Gebrauch empfängnisverhütender Techniken.

Das Relationierungsgefüge wird somit eingeschoben zwischen die Sprache der Daten und die Sprache der logischen Operationen. Bei einer bloß datenbezogenen verwendbaren Logik wäre

98) Auf dieses Spezialproblem bezieht sich die Unterscheidung von Objektsprache und wissenschaftsinterner Sprache, die heute zuweilen wie eine logische Naturtatsache behandelt wird. Systemtheoretisch bedeutet sie: Nur die Wissenschaft selbst kann ihr eigenes Verhältnis zur Umwelt reflektieren, nicht dagegen die Umwelt (sondern allenfalls: Einzelsysteme in der Umwelt) ihr Verhältnis zur Wissenschaft. Denn die Umwelt ist Identität nur aus der Sicht des Systems. Es kann deshalb zwar externe und interne Primärrelationen geben. Über die zwischen diesen Relationen bestehenden Beziehungen, namentlich über Verhältnisse der Übereinstimmung oder der Kompatibilität kann dagegen nur systemintern entschieden werden, weil dies selbstreferentielle Informationsverarbeitung und die im Vergleich zur Umwelt geringere Komplexität des Wissenschaftssystems voraussetzt.

deren Funktion äußerst reduziert auf eine bloße Vermeidung von Widersprüchen in der Behauptung von Umweltfakten. Das Wissenschaftssystem hätte kaum Möglichkeiten, solche Behauptungen indirekt zu kontrollieren. Es wäre auf Punkt-für-Punkt-Relationen zu seiner Umwelt angewiesen und insofern kein (oder nur ein Grenzfall von) System. Die zusätzliche (und weder aus Daten noch aus der Logik ableitbare) Technik der Relationierung von Relationen macht das Wissenschaftssystem unabhängiger von solchen Punkt-für-Punkt-Beziehungen zur Umwelt und verleiht damit über Prozesse der Abstraktion auch den logischen Konsistenzkontrollen eine größere Reichweite; und erst daraus ergibt sich überhaupt die Notwendigkeit der Ausarbeitung einer eigenen Wissenschaft der Logik mit faktenunabhängigen Kriterien der Richtigkeit.

Dies Verfahren der Trennung und Relationierung von externen und internen Relationen gibt zugleich den Rahmen für die Forderung, die Erklärungsrelationen des Systems müßten in bezug auf die Umwelt diskriminieren; sie dürften nicht mit jeder beliebigen Umwelt kompatibel sein. Das ist, systemtheoretisch gesehen, unerläßliche Bedingung für die Unterscheidbarkeit von System und Umwelt. Die Umwelt muß nicht nur faktisch, sie muß auch in der Sichtweise des Systems, das sich in bezug auf seine Umwelt strukturieren will, unabhängig vom System variieren; denn nur dann kann das System seine (begrifflichen und propositionalen) Reaktionen in Abhängigkeit zur Umwelt selbst konditionieren. In der Wissenschaftstheorie wird dieses Erfordernis durch das Verbot von (irrig oft "tautologisch" genannten) ad hoc - Erklärungen normiert, also durch das Verbot von Erklärungen, die mit jeder beliebigen Umwelt kompatibel wären⁹⁹⁾. Ein zu erklärendes Vorkommnis darf sich, mit

99) Karl R. Popper, *Objective Knowledge: An Evolutionary Approach*, Oxford 1972, S. 196 f. behandelt im gleichen Zusammenhang auch "essentialistische" Erklärungen - etwa den Versuch, das Hungrigwerden durch das Wesen des Hungers oder durch den Eßtrieb zu erklären. Hier gibt es natürlich reiche Möglichkeiten der Nuancierung und der Abtarnung von Scheinerklärungen, die nicht immer unproduktiv sein müssen. Generell aber dürfte es zutreffen, daß Wesenserklärungen symptomatisch sind für ein gesellschaftlich wenig ausdifferenziertes Wissenschaftssystem.

anderen Worten, weder selbst erklären noch durch ein eigens dafür angefertigtes Erklärungssyndrom erklärt werden, das keine Möglichkeit hat, negiert zu werden. Erst die Technik der Relationierung von Relationen macht eine Norm dieses Typs als Universalregel der Wissenschaft möglich, weil sie zugleich sicherstellt, daß es bei der Konfrontierung interner und externer Relationen Möglichkeiten punktueller Übereinstimmung und Nichtübereinstimmung zugleich geben kann.

Es ist diese Technik der Relationierung von Relationen, die es erfordert, daß man der Logik und den empirischen Daten ihren apriorischen, unbedingten Charakter nimmt und sie auf die Funktion bloßer "constraints" für mögliche Operationen reduziert. Dabei übernimmt die Logik die Repräsentation systeminterner, die Empirie die Repräsentation systemexterner Beschränkungen, und beides mit Bezügen, die generellere Rücksichten zu nehmen haben als die spezielle Relationierung bestimmter externer/interner Relationen. Dieser funktionalen Relativierung von Logik und Empirie entspricht, daß auch die nomologische Hypothese an Status verliert: Sie ist nicht mehr selbst Wahrheits- und Sicherheitsträger in dem Sinne, daß die Wahrheit als Eigenschaft von Propositionen festgestellt werden könnte, sondern ebenfalls nur operatives Element im wissenschaftlichen Prozessieren von Informationen.

Welche Funktion hat nun angesichts solcher Relativierungen jene Doppelung von System/Umwelt-Beziehungen des Wissenschaftssystems in (1) einen interrelationalen Zusammenhang und (2) einerseits logische (interne), andererseits empirische (externe) Beschränkungen des Möglichen, die - und zwar auch die Empirie! - generellere Bedingungen möglicher Relationen freihalten? Erst mit der Beantwortung dieser Frage können wir die Funktion der Erklärung bestimmen.

Den Schlüssel für eine Antwort vermag uns Kar Popper zu liefern. Er schreibt:¹⁰⁰⁾ "The theoretician who is interested

100) Objective Knowledge a.a.O. S. 13 f.

in truth must also be interested in falsity, because finding that a statement is false is the same as finding that its negation is true. (...) But the negation of an explanatory theory is not, in its turn, an explanatory theory". In die hier benutzte Sprache übersetzt, heißt das: Auf der Ebene des allgemeinen Code von Wahrheit/Unwahrheit sind Wertungen allzu leicht, nämlich durch bloße Negation, umkehrbar. Gerade darin besteht die Funktion dieser binären Codierung. Das ist aber nur tolerierbar, wenn die Präferenz für Wahrheit nicht verloren geht, sondern systemintern gleichwohl noch praktiziert werden kann, unbeschadet der logischen Symmetrie von Wahrheit und Unwahrheit. Dazu dient die Relationierung der Umweltrelationen auf systeminterne Erklärungsrelationen, die durch die Struktur von Relationalität einen Grad der Spezifikation erreicht, der durch Pauschalnegation nicht einfach aufgehoben werden kann. Denn selbst wenn eine hypothetisch angesetzte Erklärungsrelation in der Umwelt in einzelnen Punkten keine Entsprechung findet, ist damit gerade nicht die Unwahrheit der vermeintlichen Wahrheit schon entschieden, vielmehr nur das Feld für die Rekonstruktion des relationalen Gefüges umstrukturiert. Die erklärende Relationierungstechnik bricht sozusagen das allzu abstrakte Wertungsdual des Wahrheits-Code auf und übersetzt es, ohne es aufzugeben, in operative Bedingungen der Relevanz, an denen sich die stets weiterlaufende Forschung orientieren und über die sie sich stets aufs neue mit der Umwelt in Verbindung bringen kann. In Anlehnung an Popper, aber etwas genauer, müssen wir daher formulieren: Die Negation des Wahrheitswertes einer Erklärungsrelation ist selbst keine Erklärung (für das Nichtvorhandensein der entsprechenden Umweltdaten), sondern nur ein mehr oder weniger gut spezifiziertes Suchmuster für weitere Forschung.

Wissenschaftliche Erklärung kann mithin angesehen werden als eine Technik der Vermittlung zwischen allgemein anerkannten gesellschaftlichen Wertvorstellungen, die in der Form von Wahrheit/Unwahrheit als Kommunikationsmedium fungieren, und

den besonderen programmgesteuerten (theoriegesteuerten) Operationen im Wissenschaftssystem selbst. Erklärung leistet, kurz gesagt, den Übergang von der Wertebene zur Programmebene im Wissenschaftssystem - ein Problem, das erst bei einer beträchtlichen Ausdifferenzierung des Wissenschaftssystems auftritt und eine gewisse Lockerung der Beziehungen zwischen Werten (Wahrheiten), Programmen (Theorien), Rollenanforderungen und Persönlichkeitsstrukturen (z.B. Motiven) des Wissenschaftlers voraussetzt. Auch für die funktionale Systemtheorie hat die Forderung nach einsichtigen und korrekten wissenschaftlichen Erklärungen mithin einen verständlichen Sinn, ja eine angebbare Funktion. Und trotzdem, ja gerade deswegen, trifft die übliche Kritik des Funktionalismus, eine Funktionsangabe könne nichts erklären, ins Leere. Sie stimmt mit der entwickelten Selbsteinschätzung des Funktionalismus überein. Das Problem ist: wie man die Beziehungen zwischen funktional vergleichender Analyse und dem Erklärungsprogramm der Wissenschaft zu begreifen hat.

Als erstes ist festzuhalten, daß im Kontext funktionaler Analyse immer Relationen verglichen werden, die eine Erklärungsleistung tragen könnten. Der Bezug auf Relationen ermöglicht es, Gleichheit und Ungleichheit an ein und demselben Gegenstand festzustellen, nämlich Gleichheit der Funktion für die Problemlösung bei ungleichen Lösungsformen. Im Vergleichskontext werden die Relata als Problem und Problemlösung und die Relationen als Funktionen bezeichnet. Im Erklärungskontext spricht man von Ursachen und Wirkungen oder von der Richtung, in der Variable ihre Werte in Abhängigkeit voneinander ändern. Die unterschiedlichen Terminologien signalisieren unterschiedliche Richtungen des Interesses und der Frageintention, nicht jedoch Unvereinbarkeiten in der Sache selbst. Als methodische Prozesse werden sowohl Vergleich als auch Erklärung innerhalb des Wissenschaftssystems vollzogen. Die Unterscheidung ist also nicht identisch mit der von Systemreferenz und Umweltreferenz. Auch setzen beide Prozesse die

Unterscheidung von Relationen der gegenständlichen Umwelt und Formulierungen (Aussagen über Relationen) des Systems voraus. Die Methodologie muß also für beide Vorgehensweisen im System in bezug auf die Differenz von System und Umwelt, also selbstreferentiell, formuliert werden. Erst innerhalb dieser Gemeinsamkeiten differenzieren sich funktionale Analyse und Erklärung¹⁰¹⁾.

Während die funktionale Analyse der Erweiterung noch vergleichbarer, noch bestimmbarer Kontingenzen dient, erstrebt die Erklärung die Reduktion solcher Kontingenzen auf (im Idealfalle) eine bestimmte Relation. Die Ziele liegen in entgegengesetzten Richtungen, widersprechen sich und sind gerade dadurch komplementär. Je offener und alternativenreicher das Bezugsproblem gefaßt werden kann, desto informativer wird eine Erklärung, die zeigen kann, weshalb es unter bestimmten Umständen in einem bestimmten Sinne gelöst wird.

Wir führen die Analyse an Hand eines Beispiels weiter. Probleme, die aus organisch bedingten Tendenzen zum Bevölkerungswachstum für die Gesellschaft resultieren, können nach einem von Dumond¹⁰²⁾ aufgestellten "Choice Model" auf drei ver-

101) Angesichts eines so komplex liegenden Sachverhalts nimmt es nicht Wunder, daß es in der wissenschaftstheoretischen Kritik der funktionalen Analyse typisch zu groben Vereinfachungen kommt, die darauf beruhen, daß diese verschiedenen Unterscheidungen nicht auseinandergehalten werden - so wenn Grimm a.a.O. zum Beispiel behauptet, der funktionale Vergleich habe keinen empirischen Gehalt, weil er nichts erklären könne; oder wenn Artus a.a.O. behauptet, der Funktionalismus verkenne die Differenz von Objektsprache und Metasprache. Derartige Kritiken erleichtern sich das Geschäft dadurch, daß sie eine der vielen notwendigen Unterscheidungen dogmatisch einführen und sich durchlaufend an sie halten, andere dagegen vernachlässigen. Eine komplexere Problembehandlung erfordert dagegen die Einführung einer Vielzahl von Unterscheidungen und einen laufenden Wechsel der Perspektiven, wobei nur jeweils diejenigen Gesichtspunkte vorgeführt werden können, die für die gerade behandelte Argumentation am unentbehrlichsten sind.

102) Siehe Don E. Dumond, Population Growth and Political Centralization, in: Brian Spooner (Hrsg.), Population Growth: Anthropological Implications, Cambridge Mass.- London 1972, S. 286-310.

schiedene, funktional äquivalente Weisen gelöst werden: (1) durch Limitierung des Nachwuchses vor oder bei der Geburt¹⁰³⁾; (2) Auswanderung von Mitgliedern der Gesellschaft in Territorien, die für sie bessere Lebenschancen bieten; und (3) Intensivierung der Techniken, die die Versorgung (was immer das im einzelnen impliziert) größerer Bevölkerungsmengen ermöglichen. Nur die letztere Variante ermöglicht und erzwingt den Aufbau komplexerer, zunächst geschichteter, dann funktional differenzierter Gesellschaftssysteme, die ihrerseits dann auch für die anderen beiden Lösungsmechanismen neue Varianten erschließt, etwa Techniken der medizinischen Empfängnisverhütung oder Auswanderung nicht in nahrungsreiche, sondern in hochindustrialisierte, arbeitsplatzreiche Regionen. Die verschiedenen funktionalen Äquivalente unterscheiden sich in den jeweils gegebenen Voraussetzungen und in den Folgen. Die Leichtigkeit eines Auswegs kann die Benutzung der anderen hemmen. Ebenso kann umgekehrt die Überlastung oder Ausschöpfung des einen die Suche nach anderen stimulieren. Die Äquivalente sind bei Bedarf kumulativ einsetzbar, wobei Gesellschaftssysteme mit rasch steigenden Bevölkerungszahlen vermutlich alle Äquivalente zusammen verstärkt einsetzen müssen. Das Modell ist informativ auch dann, wenn, wie zumeist, keine Garantie der vollständigen Erfassung aller funktionalen Äquivalente gegeben werden kann; es kann sozusagen auf Zuwachs angelegt sein.

103) Wir halten uns hier an die von Dumond gewählte Fassung. Es wäre aber hinzuzufügen, weil dies charakteristische Eigenarten und Gegenstandsabhängigkeiten der funktionalen Analyse beleuchtet, daß Limitierung vor und bei der Geburt im Grunde zwei Lösungsmechanismen sind, deren Differenz im Laufe der gesellschaftlichen Entwicklung bewußt werden und durch Wertung geregelt werden kann. Ganz deutlich gibt es kulturell bedingte Tendenzen zur Vorverlegung der Nachwuchskontrolle in dem Maße, als dies intentional möglich wird. Behält man die übrigen im Text erwähnten Lösungsmechanismen nicht im Blick, wird man indes kaum zutreffend erklären können, in welchen Gesellschaften die Sensibilitätsschwelle in diesem Teilbereich der Problemlösung durch Nachwuchsbegrenzung in dieser Richtung variiert.

Dies Beispiel soll nur zeigen, wie unentbehrlich namentlich für die Analyse komplexerer Gesellschaft ein funktional orientierter Vergleich ist. Möglichkeiten anderer Problemlösung müssen theoretisch entworfen und kontrolliert werden. Selbst wenn eine Erklärung ohne diesen Umweg "funktionierte", selbst wenn man feststellen könnte, daß die steigenden Bevölkerungszahlen der beginnenden Stadtkulturen überall durch Intensivierung der Landwirtschaft ermöglicht wurden, verdankte diese Erklärung ihr Gelingen unkontrollierten Faktoren, die Alternativen ausgeschlossen bzw. ihre Wahl vergleichsweise erschwert hatten; es fehlte in der Theorie die Kontrolle über diejenigen Bedingungen, die gerade diese erklärte Relation nahelegten - zum Beispiel Unmöglichkeit des Abwanderns oder Ausfall älterer Formen der Nachwuchskontrolle beim Übergang von nomadischen oder halbnomadischen zu sesshaftem Leben mit entsprechend erleichterter Kleinkindbetreuung. Ohne Kontrolle dessen, was im erklärten Zusammenhang nicht der Fall ist, bleibt die Erklärung selbst im strengen Sinne Zufall.

Auf eine solche Kontrolle will nun freilich auch die Methodologie nomologischer Erklärungen nicht verzichten, und auch sie muß dazu einen Vergleich durchführen. Sie schränkt aber aus logischen Gründen die Vergleichstechnik sehr stark ein: Sie vergleicht die Erklärungsrelation nur mit einem anderen Fall: mit dem genau konträren Fall, der durch eine entgegengesetzte Theorie als kontradiktorisch ausgewiesen wird. Der Vergleich dient dann nicht der Information über den selektiven Gehalt der Relationen, sondern nur noch dem Testen konkurrierender Theorieangebote. In dieser Begrenzung kommt zum Ausdruck, daß eine solche Methodologie ihre relationalen Aussagen direkt logisch und empirisch zu kontrollieren sucht, ohne deren Kontingenz zu artikulieren.

Nun kann es aber sein und kommt häufig vor, daß es solche genau konträren Fälle nicht gibt und daß sie sich auch nicht herstellen lassen¹⁰⁴⁾. Dann kann man das Problem nur noch

als wissenschaftlich unträtabel zurückweisen, es den Historikern überlassen und sich bei Häufung solcher Erfahrungen auf einen makrosoziologischen Agnostizismus zurückziehen¹⁰⁵⁾. Es kann ferner sein, daß sich zu konträren Fällen, und davon scheint Popper auszugehen, keine kontradiktorischen Theorien konstruieren lassen, deren Ablehnung wie bei einer geschickt gekoppelten Abstimmungsfrage zur Annahme der anderen zwänge. Dann kann man Theorien nur ablehnen, nicht aber annehmen, muß sich also auf die Produktion von Unwahrheiten spezialisieren in der heroischen Hoffnung auf Wahrheit als Abfallprodukt und im Vertrauen auf Limitationalität.

-
- 104) Nach Popper müßte in solchen Fällen die Wahrheitsfähigkeit negiert und das Thema der Metaphysik überwiesen werden. Ein solches Vorgehen trüge aber der Möglichkeit nicht Rechnung, daß sich trotz Unfalsifizierbarkeit eine Kongruenz von theoretischen Aussagen und empirischen Beobachtungen herstellen läßt. Vgl. dazu Raymond Boudon, *La crise de la Sociologie: Questions d'épistémologie sociologique*, Genf 1971, S. 180 ff. Selbstverständlich ist der durch direkte Kongruenz gesicherte Wahrheitswert genau so vorläufig wie der Wahrheitswert von unfalsifizierbaren Plausibilitäten. Der nur hypothetische Charakter wissenschaftlicher Aussagen hängt von diesem Unterschied des direkten und des indirekten Testens nicht ab. Auch ist nicht einzusehen, weshalb die Wissenschaft auf Arbeit an der Erhellung des Sinnes und des Realitätsbezugs von Erklärungsrelationen verzichten sollte, wenn absehbar ist, daß sie ein exaktes Negat theoretisch nicht konstruieren oder empirisch nicht erreichen bzw. herstellen kann.
- 105) Die von problem- und methodenbewußten Forschern skizzierten Auswege sind zumeist direkt an Problemen der Datenbeschaffung und der Datenanalyse orientiert, weisen zum Beispiel auf Möglichkeiten der Sekundäranalyse hin. Vgl. Erwin K. Scheuch, *Methodische Probleme gesamtgesellschaftlicher Analysen*, in: *Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft? Verhandlungen des sechzehnten Deutschen Soziologentages*, Stuttgart 1969, S. 153-182; Boudon a.a.O. insb. S. 49 ff. Sehr viel schwieriger ist es, die entsprechenden Probleme auf der Ebene der Theoriebildung zu reflektieren, ganz zu schweigen von den Problemen der Interdependenz zwischen datenbezogenen Methoden und Theoriebildung, die den eigentlichen Gegenstand wissenschaftstheoretischer Steuerung bilden müßten.

Der Testvergleich ist aber nur der (aus logischen Gründen gewählte) Grenzfall eines Sinnvergleichs. Er testet die Theorie ja nur, wenn er ihren Sinn trifft. Er testet sie an ihrem exakten Negat. Dieses Negat ist in der gesellschaftlichen Wirklichkeit kaum je als der genau gleiche Fall (mit nur umgekehrten logischen Vorzeichen) zu finden bzw. herzustellen, denn dann würde Wahrheit gar nicht erst zum Problem werden. Er tritt nur in der Form mehr oder weniger andersartiger Fälle auf. Diese müssen sich in bezug auf die Testabsicht, also in bezug auf das Problem der Verifikation bzw. Falsifikation, als funktional äquivalent erweisen. Das setzt eine wissenschaftsinterne Abstraktion des theoretischen Problems voraus. Den soeben skizzierten Engpaß soziologischer Methodologie sucht nun die funktionale Analyse dadurch zu überwinden, daß sie das Vergleichsinteresse erweitert. Sie bezieht es nicht nur auf die Vorbereitung des Testens theoretisch deduzierter einfacher Relationen, sondern auf die Struktur des Gegenstandes selbst. Grundlagen für eine Erweiterung des Vergleichsinteresses über das bloße Testen von theoretisch deduzierten Erklärungsrelationen hinaus kann man empirisch nur am Gegenstand gewinnen. Die Annahme ist, daß Gegenstände der Soziologie nur existieren als Kontingenzen, die sich selbst in ihren anderen Möglichkeiten limitieren, und daß diese Realität nicht adäquat konzeptualisiert, geschweige denn erklärt werden kann, wenn man diesen Gegenstandsaspekt unterschlägt und Kontingenz und Vergleichsinteresse nur im Bereich wissenschaftlicher Aussagen ansiedelt. Natürlich ist die Realität jeweils als bestimmte vorgegeben und kann als solche festgestellt werden. Damit bleibt man aber im Deskriptiven stecken. Als Erklärung kann nur gelten, was begreifbar macht, daß und wie der Gegenstand seine Realität aus seinen eigenen anderen Möglichkeiten seligiert.

Ist mithin das Testen nomologischer Erklärungsrelationen nur ein Anwendungsfall einer sehr viel allgemeiner verwendbaren Vergleichstechnik, dann drängt es sich auf, eine Erweiterung

der Möglichkeiten wissenschaftlicher Analyse und höhere Gegenstandsadäquität durch Rückgriff auf diese Vergleichstechnik anzustreben. Dazu dient eine Doppelstrategie, deren beide Elemente sich wechselseitig bedingen: Zum einen wird der Problembezug des Vergleichs aus der Theorie ("Ist die hypothetisch angenommene Relation Ausdruck eines allgemeinen Gesetzes oder nicht?") in den Gegenstand selbst verlagert und dann als Aussagenkomplex über Probleme des Gegenstandes wissenschaftsintern rekonstruiert. Das erfordert es, den Gegenstand als komplexes und kontingentes System zu begreifen - sozusagen als Inkarnation schon gelöster Probleme. Zum anderen wird das theoretische Interesse am Gegenstand aus den Basisrelationen, die verglichen werden, zurückverlagert in die zwischen ihnen bestehenden Relationen. Die Einzelrelationen werden nicht nur unmittelbar in Erklärungsrelationen übersetzt, vielmehr sieht die funktionale Analyse ihre Leistung in der Rekonstruktion der dem Gegenstand zurechenbaren Relationierung von Relationen, nämlich seiner strukturbedingten Selektivität, die bestimmte und nicht andere, gleichfalls mögliche Relationen bevorzugt. Dahinter steht die Vermutung, daß hochkontingente Kausalrelationen, die empirisch vorkommen oder auch nichtvorkommen, sich als Einzelstücke kaum gesetzesförmig fixieren lassen, gleichwohl aber nicht beliebig relationierbar sind. Mit anderen Worten: Die Reduktion der Kontingenz hat nicht notwendig die Form des Gesetzes, wohl aber notwendig die Form des komplexen Systems. Ob und unter welchen Umständen nomologisch formulierbare, rekurrent auslösbare Kausalrelationen auch vorkommen mögen: Die Äquivalenzen und praktischen Substitutionsmöglichkeiten in Systemen sind sehr viel strenger geregelt. Systeme bauen sich nicht auf aus an sich feststehenden Relationen durch eine Art Kombination gesetzmäßig erzeugbarer Wirkungen; sie festigen vielmehr umgekehrt die Basisrelationen - und unter ihnen nicht zuletzt die Einzelhandlung als Bewirkung einer Wirkung - durch den Systemaufbau, durch präferentielle Selektion

mit anschließbaren Weiterungen¹⁰⁶⁾. Will man Gegenstände dieser Art wissenschaftlicher Erforschung zugänglich machen¹⁰⁷⁾ und in deren Ergebnissen jenen Grad an Sicherheit erreichen, der dem "Organisationsgrad" der Welt entspricht, muß man auf die im Gegenstand angelegte Kontrolle von Relationen durch Relationen, auf die ihm eigene Reduktion von Kontingenz achten, und zwar auch und gerade dann, wenn der Vergleich erst in der Wissenschaft als bewußtes Verfahren durchgeführt wird. Deshalb ist der Rückgang auf die Systematizität des Gegenstandes methodische Voraussetzung für das Gewinnen von Problemgesichtspunkten, die ein vergleichendes Relationieren von Relationen ermöglichen. Was im Gegenstand als Reduktion der Kontingenz von Relationen durch Bedingungen der Relationierbarkeit vorliegt, ist für die wissenschaftliche Analyse methodische Bedingung der Möglichkeit des Vergleichs. Die funktionale Analyse vergleicht den Gegenstand mit seinen eigenen anderen Möglichkeiten und nur im Anschluß daran kann er in seiner Selektivität erklärt werden.

-
- [These, daß aus
- 106) Das Argument impliziert methodisch wie theoretisch eine Umkehrung der Unsicherheit nichts Sicheres entstehen könne bzw. aus Kontingentem nichts Notwendiges. Methodisch befinden wir uns, wenn wir diese Negationen negieren, in der Nähe der Statistik. Theoretisch erfordert das Argument den Einbau der Evolutionstheorie bzw. anderer genetischer Theorien in die Systemtheorie.
- 107) Man könnte auch formulieren: Will die Wissenschaft die Welt unter der Prämisse aufschließen, daß es sich um solche Gegenstände handele.

7. Funktionale Äquivalente und Bezugsprobleme: Risiken der Auflösung

Die Prämissen funktionaler Analyse ähneln in auffallender Weise denen einer Gattungslogik, zumindest auf den ersten Blick. Ebenso wie die Gattungslogik (und wie im übrigen jedes wissenschaftliche Verfahren) setzt die funktionale Analyse Limitationalität voraus. Aber auch abgesehen davon sieht es so aus, als ob die zu lösenden Probleme wie Gattungsbegriffe fungieren, die die Menge ähnlicher Exemplare, nämlich funktionaler Äquivalente, definieren und gegeneinander abgrenzen. Komplexität wäre dann, da alles komplex ist, als oberstes Bezugsproblem die Menge der Mengen funktionaler Äquivalente. Wir hätten nichts gewonnen außer einem terminologisch erzeugten Schein von Modernität.

Bei näherem Hinsehen werden jedoch Unterschiede erkennbar. Sie sind bedingt dadurch, daß die funktionale Analyse höheres Auflösungsvermögen durch Abstraktion von natürlichen Vorlagen, also auch von gesellschaftlich prätypisierten Bewußtseinsinhalten, zu erreichen sucht und in diesem Steigerungsinteresse sich auf höhere Risiken einläßt. Da Funktionen Relationen sind, kann man diese Differenz an zwei Stellen fassen, und beides sind Punkte mit charakteristischen Schwierigkeiten für die funktionale Analyse selbst: Funktionale Äquivalente schließen sich in der Realisierung wechselseitig nicht aus, sondern können sowohl alternativ als auch kombiniert auftreten. Und Bezugsprobleme der funktionalen Analyse sind, obwohl die Feststellung funktionaler Äquivalente und damit die angestrebte Erkenntnisleistung von ihnen abhängt, selbst kontingent und variabel. Es gibt also in der funktionalen Analyse nur kontingente Wahrheiten mit offen gelassener Abschlußproblematik. Beide Gesichtspunkte verdienen eine nähere Erläuterung, weil an ihnen sowohl die übliche Kritik als auch die charakteristischen Leistungsmerkmale des Funktionalismus zur Sprache kommen.

Im Begriff der funktionalen Äquivalenz steckt zunächst die Entscheidung einer in der Theorie der Kausalität viel diskutierten Frage. Der Begriff lässt auch disjunktive Relationen zu, also etwa Ursachen, die auch unabhängig voneinander ein und dieselbe Wirkung bewirken können und deren Kombination die Wirkung nicht verändert - so wie ein Mensch auf verschiedene Weisen getötet, ein Gegenstand auf verschiedene Weisen demoliert, ein Knoten auf verschiedene Weisen geknüpft werden kann. Gegen diesen weiten, Disjunktionen einbeziehenden Begriff ist eingewandt worden, dass die Äquivalenz eine scheinbare sei, nämlich auf einer nichtausreichenden Analyse der Wirkungen beruhe. Daran ist

Zu dieser Diskussion siehe Mario Bunge, Causality, Cambridge Mass. 1959, S.122 ff. mit weiteren Hinweisen.

richtig, dass man jedes Ereignis so konkret beschreiben kann, dass alle Alternativursachen entfallen und nur die in Betracht kommen, die es tatsächlich gewirkt haben; Verschieden geknüpfte Knoten sehen verschieden aus, und kriminalistische Technik ermöglicht es ~~schliesslich~~ herauszubekommen, mit welcher Maschine der Drohbrief geschrieben worden ist. Irrig ist es jedoch, in dieser Art Konkretisierung ~~die~~ Strukturen der Realität oder spezifisch wissenschaftliche Analysemöglichkeiten zu suchen. Dabei verliert man nämlich das aus dem Blick, was man als Selbstabstraktion der Realität bezeichnen könnte - nämlich die Tatsache, dass Folgewirkungen von diesem Grad an Konkretheit nicht mehr abhängen: Es kommt nur darauf an, dass der Knoten hält. Entsprechend gewinnt die wissenschaftliche Analyse nicht, sondern verliert durch zu weit getriebene Konkretisierung Erkenntnismöglichkeiten, die wiederholbare Relationen oder auch übergreifende Wirkzusammenhänge, also Systeme betreffen.

~~Da der Begriff der funktionalen Äquivalenz zu sowohl konjunktive als auch disjunktive Kombinationen umfasst, fehlt dem einzelnen Äquivalent~~

Wenn der Begriff der funktionalen Äquivalenz sowohl konjunktive als auch disjunktive Kombinationen umfasst, fehlt dem, was er relationiert, nämlich den einzelnen funktionalen Äquivalenten, jene Typenfestigkeit, die auf wechselseitiger Ausschlussung beruht. Das bedeutet ~~praktisch~~ forschungspraktisch, dass man vom Vorliegen eines Äquivalents weder auf das Vorliegen noch auf das Nichtvorliegen anderer Äquivalente mit Sicherheit schliessen kann. Will man diesen Schluss, muss man den Befund so weit konkretisieren, dass

668 k

er zum historisch einmaligen Ereignis wird. Zwischen diesen beiden Extremen einer allgemeinen Possibilität und historischer Konkretheit liegt das Reich sinnvoller soziologischer Analysen, das wir durch die Prämisse der Limitationalität erschliessen.

Unter der...

~~Dem Begriff des funktionalen Äquivalents fehlt jene Typenfestigkeit, die auf wechselseitiger Ausschließung beruht. Er umfaßt disjunktive und konjunktive Äquivalenz.~~ Unter Voraussetzung von Limitationalität könnte man auch von alternativen und komplementären Verhältnissen sprechen, in denen funktionale Äquivalente zueinander stehen können. Alternativen sind Disjunktionen, in denen die Negation der einen Variante für die andere(n) etwas besagt¹⁰⁸⁾. Komplementäre Verhältnisse liegen vor, wenn eine Konjunktion nicht nur möglich, sondern erforderlich ist, das heißt nicht negiert werden kann, ohne daß die Äquivalente ihre funktionale Eignung verlören. Außerdem ist zu beachten, daß beide Fälle von Äquivalenz sich auch selbst wechselseitig nicht ausschließen, sondern ihrerseits kombinierbar sind. Es gibt also nicht nur diese beiden logisch klaren Typen, sondern ^{sch}Misformen der verschiedensten Art¹⁰⁹⁾. Es handelt sich nämlich um funktional äquivalente Formen der Herstellung funktionaler Äquivalenz, und deshalb wiederholt sich, wie für reflexive Mechanismen typisch, das Grundproblem der jeweiligen Funktion: Die Identität der Äquivalente kann nicht aus der bloßen Negation, sondern nur aus der Limitation anderer Äquivalente bestimmt werden, und so schließen auch disjunktive und konjunktive Äquivalenz, wenngleich sie logisch scharf getrennt werden können, in ihrer Funktion der Herstellung funktionaler Äquivalenz einander nicht notwendig aus.

Ein Begriff des funktionalen Äquivalents, der in sich selbst reflexiv gebildet werden und all diese Arrangiermöglichkeiten übergreifen soll, muß hochgradig abstrakt und ergänzungsbedürftig bleiben. Die Differenz von alternativer (disjunktiver) und komplementärer (konjunktiver) Äquivalenz, die den

108) Vgl. dazu Jürgen Rüdiger, Die Denkform der Alternative in der Jurisprudenz, Berlin 1969, S. 12 f., 17 ff. mit strengeren Vorschlägen für die Formalisierung von Limitationalität am Begriff der Alternative.

109) Überlegungen dazu hat die Betriebswirtschaftslehre am Problem der (begrenzt möglichen) Faktorensubstitution entwickelt. Vgl. Erich Gutenberg, Grundlagen der Betriebswirtschaftslehre, Bd. I, 10. Aufl. Berlin 1965, S. 300, und

Begriff in die Abstraktion zwingt, enthält aber zugleich Instruktionen für Möglichkeiten der Konkretisierung.

Den Leitfaden gibt uns die Überlegung, daß ein System, um im Vergleich zur Umwelt geringere Komplexität erhalten zu können, hinreichende innere Unbestimmtheit (Unterbestimmtheit) seiner Bestimmungen braucht¹¹⁰⁾. Im Unterschied zur Unbestimmtheit der Welt, die als Manövrierraum aller möglichen Bestimmungen nie bestimmt werden kann, noch bestimmt werden braucht, ist diese Unbestimmtheit der Systeme eine zeitliche im Sinne von Umbestimmbarkeit aller Bestimmungen¹¹¹⁾. Dies Ermöglichen von stets nur partiellen Umbestimmungen erfordert ein Zusammenspiel von Alternativität und Komplementarität, da jede Änderung Substitutionsleistungen für anderes erbringen und in Systeme einbauen muß. Im übrigen könnte kein System seine Umweltbeziehungen ausschließlich auf entweder alternative oder komplementäre Äquivalenzen stützen, da es weder auf jede Substitutionsmöglichkeit noch auf jede Kombinationsmöglichkeit verzichten kann. Es wird also, das läßt sich systemtheoretisch begründen, erkennbare Formen der Kombination und Differenzierung dieser beiden Möglichkeiten geben; nur fehlen einstweilen auf adäquatem Niveau entwickelte Forschungskonzepte.

Eine mögliche Strategie des Vorgehens ist es, von einer kumulativen Verwendbarkeit funktionaler Äquivalente auszugehen, weil dies in höheren Abstraktionslagen der Normalfall ist,

zu 109) mit einer für Kriterien (nicht für Faktoren!) ausgearbeiteten Typologie Gérard Gäfigen, Theorie der wirtschaftlichen Entscheidung: Untersuchungen zur Logik und ökonomischen Bedeutung des rationalen Handelns, Tübingen 1963, S. 119 ff.

[(Hrsg.), 110) Eine Ausarbeitung dieses Grundgedankens für den Fall psychischer Systeme bietet die funktionale Psychologie von Egon Brunswik, The Conceptual Framework of Psychology, Chicago 1952. Vgl. auch Kenneth R. Hammond, The Psychology of Egon Brunswik, New York 1966.

111) Es handelt sich also nicht, wie Kritiker eingewandt haben, um die schlichte Paradoxie, die unbestimmte Welt durch ein bestimmtes System bestimmen zu wollen und sodann die Unbestimmtheit des Systems durch die bestimmte Welt. Vielmehr handelt es sich um Unbestimmtheiten verschiedener Qualität,

und sich sodann über geeignete Fragestellungen bis zu den Entscheidungspunkten vorzuarbeiten, an denen Disjunktivität sich aufzwingt, weil nur entweder die eine oder die andere Lösungsvariante gewählt werden kann. Um erneut am Problem des Bevölkerungswachstums und des "choice model" von Dumond zu illustrieren: Zunächst kommen Limitierung des Nachwuchses, Auswanderung und Intensivierung der Versorgungstechniken nebeneinander in Betracht. Sie lassen sich kumulativ verwenden. Aber in konkret gegebenen Lagen des Gesellschaftssystems und seiner Umwelt haben diese Alternativen nicht gleiche Chancen. Leichtigkeit der Auswanderung oder eine für Nomadenstämme angesichts der Kleinkindprobleme ohnehin naheliegende Nachwuchslimitierung mögen die Bemühungen um Intensivierung der Naturausbeutung blockieren. In anderen Verhältnissen mag es natürliche oder technologische Grenzen der Naturausbeutung geben, die eine Auswanderung auch unter relativ ungünstigen Umständen attraktiv werden lassen. Die "Kosten", die Attraktivität, die Organisationsfähigkeit für bestimmte Alternativen variieren sowohl mit den Strukturen des Systems als auch mit seinen Umweltverhältnissen. Mit wechselnden Bedingungen wechselt die Belastungsfähigkeit der einzelnen Lösungsvarianten. Man muß daher über die abstrakte Kenntnis der strukturell bedingten Probleme und Problemlösungsmöglichkeiten hinaus das System und seine Umwelt weiter erkunden, bevor man prognostizieren bzw. erklären kann, welche Problemlösungsmöglichkeiten in welchem Umfange und in welcher Kombination Realisationschancen haben.

Denn die Funktionsperspektive ist zunächst nur die Perspektive der Gleichheit funktionaler Äquivalente. Sie gibt weder Präferenzen für die eine oder andere Lösungsvariante an, noch Inkompatibilitäten. Die Ungleichheiten der Äquivalente kommen erst in den Blick, wenn man extrafunktionale Relationen in Betracht zieht. Dabei kann es sich um die Ausnutzbarkeit

zu 111) die nur darin konvergieren, daß sie alles, was ist, als Selektion erscheinen lassen.

vorhandener Strukturen oder Umweltbedingungen handeln, aber auch um die Fähigkeit, andere Probleme mitzulösen (Multifunktionalität). Abgesehen davon kann es, aber das ist im Begriff der Funktion nicht zwingend angelegt, Möglichkeiten geben, die Lösungsanteile funktionaler Äquivalente zu quantifizieren, also etwa festzustellen, zu welchen Anteilen die Entscheidung offener Konflikte auf dem Rechtswege erfolgt und in welchem Umfange andere Mechanismen (gewaltsame Repression, Schlichtung außerhalb des Rechtswegs u.ä.) einspringen¹¹²⁾. Ein solches Aufbrechen der Daten würde bedeuten, daß man die Äquivalente als qualitativ gleichwertig ansieht, aber feststellt, daß sie quantitativ in unterschiedlichem Umfange in Anspruch genommen werden. Will man jedoch erklären, weshalb das so ist, muß man auch hier Ungleichheiten, und das heißt immer: extrafunktionale Relationen, berücksichtigen.

In den Funktionen liegt demnach die Grundbedingung aller Substitutionsvorgänge, aller Möglichkeiten, Problemlösungen ganz oder teilweise von einem auf andere Mechanismen zu verlagern; in den extrafunktionalen Relationen liegen dagegen diejenigen Gesichtspunkte, die eine Substitution begünstigen oder hemmen, vorteilhaft oder unvorteilhaft, wahrscheinlich oder unwahrscheinlich machen. Damit ist weder gesagt, daß jedes System nach einer optimalen Kombination von Lösungsmitteln strebe; und zwar deshalb nicht, weil ein solches Optimum gar kein Optimum wäre: es stellte zu hohe Anforderungen an laufende Kalkulation. Noch ist vorausgesetzt, daß Systemwandel ausschließlich aus Vorgängen funktionaler Substitution bestehe; und zwar deshalb nicht, weil es direkte, mit Systemerfordernissen nicht abgestimmte Einwirkungen der Umwelt auf das System gibt - man denke nur an kaum zu überschätzende Bedeutung des Todes markanter Kaiser und Päpste für die mittelalterliche Geschichte. Das Spiel funktionaler Substitutionen und Rekombinationen ist nicht (oder nur im Grenz-

112) Vgl. zu diesem Beispiel Volkmar Gessner, Recht und Konflikt: Eine soziologische Untersuchung privatrechtlicher Konflikte in Mexiko, Habilitationsschrift Bielefeld 1974 (Ms.).

falle) eine Organisation zielgerichteter Optimierung von Mitteln; aber es bedingt und begrenzt, um mit Eisenstadt zu formulieren, die "capacity for the absorption of change"¹¹³⁾.

Die funktionale Analyse tendiert, indem sie sich qua Zugehörigkeit zum Wissenschaftssystem von den zeitlichen Beschränkungen ihres Gegenstandes-in-seiner-Umwelt befreit, zur Steigerung des Auflöse- und Rekombinationsvermögens. Sie überzieht damit das Potential, das der Gegenstand an und für sich selbst besitzt. (Eisenstadt spricht von "institutionalized" capacity for the absorption of change). Die Strukturen und Grenzen, die im Gegenstand als Bedingung der Möglichkeit von Prozessen akzeptiert werden, werden ihrerseits funktional analysiert und auf tiefer liegende Probleme bezogen. Die Bezugsprobleme der funktionalen Analyse werden von den Problemorientierungen, die der Gegenstand an und für sich hat, abgelöst; sie werden abstrahiert in einer Weise, die zugleich Gegenstände verschiedenster Art vergleichbar macht. Es entspricht der Logik des Funktionalismus, diese Tendenz der Abstraktion von Bezugsproblemen zu forcieren und bis an die Grenzen des Möglichen zu gehen. Aber wo liegen diese Grenzen?

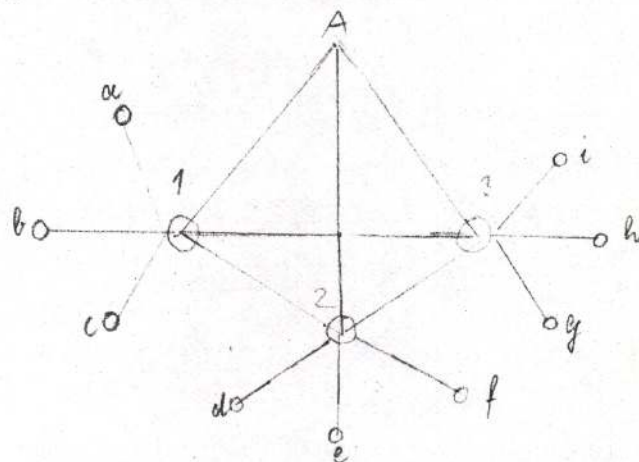
Die Vermutung, sie würden ins Beliebige verschwimmen¹¹⁴⁾, trifft nicht zu. Zwingende Grenzen liegen schon im Begriff der Funktion und in den gegenständlichen Implikationen funktionaler Analyse. Diese setzt, wie gezeigt, Gleichheit und Ungleichheit und die Artikulation von Ungleichheit über jeweils extrafunktionale Beziehungen voraus. Darauf, daß das Verhältnis zwischen den funktionalen Äquivalenten in dieser, Gleichheit und Ungleichheit zugleich implizierenden Form

113) So Shmuel N. Eisenstadt, Tradition, Change, and Modernity, New York 1973, S. 40 f. u.ö.

114) So z.B. Rüdiger Bubner, Wissenschaftstheorie und Systembegriff: Zur Position von N. Luhmann und deren Herkunft, in ders., Dialektik und Wissenschaft, Frankfurt 1973, S. 112-128 (122 ff.).

geordnet ist, beruht die asymmetrische Struktur der Funktion, das heißt der Relation zwischen dem Bezugsproblem und den problemlösenden Äquivalenten. Die Asymmetrie ist, mit anderen Worten, eine solche der Disposition über Gleichheiten und Ungleichheiten: Während das Bezugsproblem nur die Gleichheit der Äquivalente garantiert, sind diese im Verhältnis zueinander und als bestimmbare Elemente der funktionalen Relation selbst immer gleich und ungleich zugleich.

Anhand der beigefügten Skizze läßt sich dieser Sachverhalt wie folgt veranschaulichen:



Die Funktion ist der Gesamtausdruck für die Beziehungen A-1 und/oder A-2 und/oder A-3. A fungiert dabei als Bezugsproblem, 1, 2, und 3 als funktional äquivalente Lösungsmöglichkeiten. Jedes dieser Äquivalente hat eigene extrafunktionale Beziehungen (1-a, 1-b, usw.,). Weitere Relationen könnten an a, b, c usw. angeschlossen werden, wenn daran ein Interesse besteht, das heißt wenn die daraus sich ergebenden Ungleichheiten funktionaler Äquivalente für deren Vergleich relevant sind. Die Relationen 1-2, 1-3, 2-3 drücken die funktionalen Äquivalenzen selbst aus, das heißt die Beziehungen, die sich daraus ergeben, daß Problemlösungen kumuliert bzw. füreinander substituiert werden können. Die Funktion und damit letztlich das jeweilige Bezugsproblem "konstituiert" ein solches Gesamtgefüge von Relationen, ermöglicht dessen Zusammenfassung in dieser Form. Das heißt nicht, daß die durch eine solche Funktion relationierten Primärrelationen nicht auch in sich selbst Bedeutung hätten und ermittelt werden könnten, etwa

die bloße Eignung der Problemlösung 2, zur Lösung des Problems A beizutragen, oder extrafunktionalen Relationen wie 3-i, 2-f. Solche Einzelermittlungen würden sich auf die Faktizität des Bestehens solcher Relationen oder auch auf ihre bedingungsabhängige faktische Möglichkeit beziehen. Aber erst die funktionale Relationierung abstrahiert alle Relata dieses Relationsgefüges in dem Sinne, daß sie sie kontingent setzt und die Selektion dessen, was an ihnen im Hinblick auf eine spezifische Funktion interessiert, reguliert.

An diesem Modell ist zugleich ablesbar, wie Systeme selbst sich durch Binnenabstraktionen ihres Relationsgefüges aus ihrer Umwelt ausdifferenzieren. Die Problemorientierung aktiviert die im System selbst mögliche Selektivität an Hand genau der Probleme, die das System lösen muß, wenn es diskontinuierlich zu einer komplexeren Umwelt bestehen will. Diese in Systemen problembezogen konstituierte Abstraktion wechselt mit den Problemstellungen, denen sie sich verdankt, und kann durch Abstraktion der Bezugsprobleme selbst gesteigert werden. Diese Möglichkeit greift die wissenschaftliche Analyse auf. Sie kann, weil sie selbst von den im System geltenden Zeitbeschränkungen möglicher Problemlösungen unabhängig ist, die im System verfügbaren Möglichkeiten transzendieren¹¹⁵⁾. Dabei übersetzt sich der Abstraktionsgewinn in die Selektivität, mit der Relationen erfaßt und aufeinander bezogen werden. Sehr abstrakt formulierte Bezugsprobleme - so etwa das Problem der Übertragung von Selektionsleistungen, das

115) Dies Verfahren läßt sich am Beispiel der Psychoanalyse illustrieren, die das psychische System auf ein Grundproblem (z.B. "libido") hin interpretiert, das im System selbst nicht bewußt ist, und ein entsprechend generalisiertes Verfahren der Substitution von Problemlösungen (Kompensation) unterstellt, über das das psychische System selbst nicht ohne weiteres disponieren kann. Aus diesem Ansatz ergibt sich zugleich das Selbstverständnis dieser Wissenschaft als Praxis. Ebenso wie auf der organischen Ebene "Leben" kann im übrigen "Libido" auch als Generalisierung der internen Relevanz von System/Umwelt-Beziehungen begriffen werden. Vgl. dazu Robert L. Marcus, *The Nature of Instinct and the Physical Bases of Libido*, *General Systems* 7 (1962), S. 133-156.

Problem der Einführung von Limitationalität oder gar das Problem der Absorption des Komplexitätsgefälles zwischen Umwelt und System durch selektive Strukturierung von Prozessen, lassen nur entsprechend abstrakt erfaßte Primärrelationen zu. Erst wenn man deren Besonderheit ihrerseits als Bezugsproblem weiterer funktionaler Analysen verwendet, wie wir es zum Beispiel in der Theorie der Kommunikationsmedien oder in der Theorie der Systemdifferenzierung getan haben, konkretisiert man zugleich das dann in Betracht kommende Relationengefüge. Andererseits ist der Rückgang auf abstraktere Bezugsprobleme erforderlich, wenn man konkreter angesetzten Forschungen eine größere Reichweite geben und die strukturelle Kontingenz auch der Bezugsprobleme im Hinblick auf deren Funktionsäquivalente in die Analyse einbeziehen will.

Mit der Abstraktion und der Problemrelativität steigen die Risiken für alle konkreten Operationen, sei es der Forschung, sei es der Praxis. Als Risikoausgleich dient die Möglichkeit des Wechsels von Problemhinsichten. Diese Möglichkeit ist schon in den Systemen selbst angelegt, sie ist erst recht der wissenschaftlichen Analyse gegeben. Sie ist unverzichtbares Korrelat des Abstraktionsprozesses selbst. Dieser vollzieht keine "schlechte" Abstraktion durch Unbestimmtlassen dessen, was er leistet. Ebenso vermeidet er aber eine Begründung von Bestimmungen, die alle zur Bestimmung benötigten Negationen im "konkret Allgemeinen" absorbierte. Die Form der problemspezifischen Abstraktion ist weder in der einen noch in der anderen Weise zureichend begriffen. Für sie wird Zeit relevant - nicht nur als allgemeine Form der Bewegung des Bestimmens selbst, sondern eben als Offenhalten der Möglichkeit des Wechsels der die Abstraktion selbst ermöglichenden Bezüge.

Als notwendig möglicher kann dieser Wechsel seinerseits nicht ohne Struktur, nicht ohne Formkontinuität, nicht als Sprung in eine andere Welt vollzogen werden. Was sich beim Wechsel der Bezugsprobleme als invariant durchhält, ist zum einen

das Feld der Elemente und Relationen, über dem die funktionalen Abstraktionen errichtet werden - sei es als schon "institutionalisierte" oder "internalisierte" Abstraktionen im Gegenstand selbst, sei es erst in dessen wissenschaftlicher Analyse - und zum anderen die asymmetrische Struktur der Funktion schlechthin, also des Prinzips der Relationierung von Relationen. Beides zusammen schließt beliebige Problemwahlen aus. Hinzukommt, daß die Wissenschaft selbst ein Teilsystem in der Gesellschaft ist, daß ihr Gegenstand nur eine ihrer Umwelten ist und daß die übrigen Umwelten beliebige Problemwahlen nicht honorieren, ja wahrscheinlich entmutigen oder gar unterbinden würden. Das bedeutet praktisch, daß die Forschung an die in der Gesellschaft schon fungierenden Problemabstraktionen und/oder an ihre eigenen Theorietraditionen anzuschließen hat. Wer seine Gesellschaftsanalyse unter der Zentralperspektive der Maximierung des Wohlbefindens der Schoßhunde ansetzen würde, würde nicht nur keinen Anschluß an den strukturellen Aufbau seines Gegenstandes finden, sondern vermutlich auch kaum Beifall und kaum Forschungsmittel erhalten.

Wir finden die bei allem Perspektivenwechsel durchzuhaltenen Invarianzen also letztlich in einem methodischen Prinzip, das von Gegenständen, sofern sie Systeme sind, immer schon befolgt und begrenzt realisiert ist, und das die Wissenschaft nur in den eigenen Systemkontext Forschung überführt und abstrahiert. Die Invarianzen liegen also nicht, wie in der Theorie Hegels, in der selbstreferentiellen Negativität, die begriffliche Bestimmungen begründet; sie liegen überhaupt nicht auf der Ebene von Begriffsbestimmungen¹¹⁶⁾. Eben-

116) Manchen Kritikern der funktionalistischen Position, etwa Bubner, scheinen Theorieerfordernisse dieses Typs als unabdingbar vorzuschweben. Käme es darauf an, Begriffe aus Unbestimmtheit in Bestimmtheit zu überführen und das Bestimmte durch Inklusion der zu seiner Bestimmung notwendigen Negationen in es selbst als konkret Allgemeines zu begründen - käme es darauf an, wäre es freilich ein grober Fehler, die Bestimmungsleistung an wechselnden Problemstellungen zu orientieren.

so wenig folgen wir dem "analytischen Realismus" der Parsons'schen Handlungstheorie, die aus den notwendigen Bestimmungen des Handlungsbegriffs jenes Vier-Funktionen-Schema (AGIL) abzuleiten sucht, das dann als analytische Struktur aller möglichen Handlungssysteme invariant gesetzt, das heißt repetitiv angewandt wird. Die Invarianzen, die jeden Wechsel von Problemstellungen und Themen überdauern und das Thematisierbare formal limitieren, sehen wir vielmehr dort, wo der Gegenstand selbst letzte Bedingungen seiner Möglichkeit hat: in den Erfordernissen komplexer Systeme, sich über asymmetrische Relationierung von Relationen selbst zu abstrahieren.

III. Rationalität

Unter dem Titel Rationalität sollen zum Abschluß unserer Untersuchungen Einrichtungen des Gesellschaftssystems erörtert werden, die das Risiko der Selektivität kontrollieren. Der Begriff der Rationalität wird hier nicht definiert als ein Vermögen, das den Menschen vom Tier unterscheidet. Er zielt auch nicht auf eine zu erstrebende Totalität, die wirklich und vernünftig zugleich sein soll, auf einen sich herstellenden Weltzustand, der seine eigene Transzendenz miteinbezieht. Er meint ebensowenig ein universales Prinzip des Richtigen; denn mit Prinzipien dieser Art hat man die Erfahrung, daß sie paarweise aufzutreten pflegen, weil ihre genauere Bestimmung Gegenbestimmungen aus sich hervortreibt: Verstand und Vernunft, funktionelle und substantielle Rationalität, instrumentelle und kommunikative Rationalität. Gleichwohl behält der Begriff auch in unserer Verwendung seinen Universalitätsanspruch - und zwar deshalb, weil wir ihn als Korrelatbegriff zu Selektivität einsetzen und alles Wirkliche als im Horizont der Welt seligiert und daher kontingent unterstellen.

Da Selektion Negationen impliziert und genau darin ihr Risiko hat, beginnen wir mit einer Analyse des Verhältnisses von Sinn und Negation (1). Erst auf den hier zu legenden Grundlagen können wir uns dann um die Fortschreibung klassischer Modelle der Rationalität auf der Ebene des Handelns bzw. Entscheidens (2) und auf der Ebene der Systembildung und in Richtung auf Weltrationalität (3-5) bemühen. Diese Gliederung differenziert nach Prozeß und Struktur. Negieren sehen wir als denjenigen Prozeß, auf den sich Rationalitätsurteile beziehen. Diese Urteile selbst bringen Anforderungen an die strukturelle Kohärenz von Negationsleistungen zum Ausdruck.

1. Negation

Negation ist mitkonstituierende Bedingung der Möglichkeit sinnhaften Erlebens und Handelns schlechthin. Sie ist nicht nur Requisit des Bestimmens¹¹⁷⁾, sondern erst recht Requisit

des Unbestimmens, des AuflöSENS, Infragestellens; sie ist innerhalb dieser Dimension bestimmt/unbestimmt nicht mehr ausreichend zu begriffen, weil sie die Dimension selbst schon konstituiert. Ohne Verfügung über die Fähigkeit des Negierens ist kein Sinn, keine Simultanpräsentation von Wirklichem im Kontext anderer (!) Möglichkeiten möglich. Als Implikat von Sinn schlechthin ist Negation überdies jederzeit zugänglich; also nicht nur eine Vorbedingung, die erfüllt werden könnte und damit erledigt wäre, sondern eine durch Sinn ständig mitangezeigte Möglichkeit weiteren Erlebens und Handelns. Rationalität kann nur begriffen werden, wenn man begreift, was diese Zugänglichkeit für das tägliche Leben bedeutet und wie sie symbolisch betreut, wie sie sozusagen verwaltet wird. Das letzte Bezugsproblem der Rationalität ist die Negativität, die Selbstreferenz der Negation, die Nichtnegierbarkeit der Möglichkeit des Negierens.

Um diesem Leitfaden folgen zu können, müssen wir von einer nichttautologischen, funktionalen Bestimmung des Negierens ausgehen¹¹⁸⁾. Alles Negieren operiert mit Hilfe einer provisorischen Duplikation des Vorhandenen: Man sieht einen Esel; der Esel könnte aber auch kein Esel sein. Ob er Esel oder Nichtesel ist, das ist dann entscheidbar. Ob man entscheiden muß, richtet sich nach den Umständen. Wichtiger als der Entscheidungszwang ist das Offenhalten der Entscheidungsmöglichkeiten durch Duplikation der Welt, was natürlich voraussetzt, daß man nicht jederzeit über alles zugleich entscheiden muß.

117) Die negatio des 'Omnis determinatio est negatio' ist im übrigen nicht privatio, sondern sie bestimmt nur dadurch, daß sie etwas negiert, was nicht zum Wesen der Sache gehört. Die Bestimmbarkeit dieser Form von Negation setzt also ihrerseits die Bestimmbarkeit des Wesens der Sache voraus; sie würde ohne diesen Anhaltspunkt mit der privatio verschmelzen und damit Anlaß geben, diejenigen Probleme aufzuwerfen, denen der Text im folgenden nachgeht.

118) Natürlich setzt auch diese Bestimmung Negation schon voraus, da sie selbst Sinn benutzt, um sich zu artikulieren. Sie vermeidet nur krude Tautologien, die Negation durch Verneinung, Nichtgeltenlassen, Verdrängen oder Ähnliches definieren und versucht, mehr analytisch ausnutzbares Information einzubeziehen.

[Negation benutzt dagegen ein sehr viel allgemeineres, ungebundenes Kontrastprogramm, das

Die Entscheidung kann (dank der vorausgesetzten Duplikation, aber nicht durch die vorausgesetzte Duplikation) konditioniert werden. Die Konditionen erfolgreichen Entscheidens unterliegen, wenn einmal Sinn mit Negationsmöglichkeiten konstituiert ist, zwangsläufig der Evolution. Sie ermöglichen Lernprozesse. Sie lassen sich generalisieren und dann mit Negationsmöglichkeiten in bezug auf sie selbst formulieren. Auf diese Weise entsteht sinnhaft formulierte Kultur.

Die Dualisierungsstrategie, von der alle Negation ebenso wie alle Position (als Negation möglicher Negationen) sich tragen läßt, ist nicht angewiesen auf die Unterstellung, daß die Welt tatsächlich doppelt vorhanden sei. Es gibt solche Verdoppelungen mit ontischer Prätentation, aber sie entwickeln sich eher im Rahmen von moralischen oder professionellspezifizierten Dualen - etwa als Unterscheidung einer guten und einer schlechten, einer leidvoll und einer leidlosen (heilen), einer sündigen und einer erlösten Welt. Solche Dualismen generalisieren die Bedingungen einer intentional gebundenen Transformationspraxis; sie sind daher durch vorgezeichnete Präferenzen immer schon strukturiert. Die [mit einer der bedeutendsten intellektuellen Erfindungen, mit der Kategorie der "Andersheit" markiert worden ist¹¹⁹⁾. In dieser Form hat sie die Ontologie konstituiert¹²⁰⁾. Die Ontologie praktiziert den Dualismus von Sein und Nichtsein total und doch weltimmanent. Etwas kann (es selbst oder) etwas anderes ein. Etwas ist es selbst nur, wenn es nichts anderes ist. Dabei ist das andere

119) Die Begriffsgeschichte von "Andersheit" ist bei ihren Hauptförderern Platon und Hegel motiviert gewesen durch Probleme der Kompatibilität, die ein universell praktizierter binärer Code (konkret zunächst: die Negationspraxis der Sophisten) in einer ontologisch interpretierten Welt aufwirft. Durch die Kategorie der stets nur relativ zu begreifenden Andersheit wird das blanke Nichts kosmisiert. Für die philosophische Problembehandlung schien es daher auszureichen, Andersheit zu ontologisieren als Idee, an der die Wirklichkeit partizipiert, oder als eine kategoriale Struktur der Gegenständlichkeit anzusehen, die mit Mitteln der Logik nicht hinterfragt und begründet werden kann, da sie die Ausdifferenzierung der Logik überhaupt erst ermöglicht.

120) Wir nennen mithin Ontologie oder ontologisch eine Wissenschaft, die mit dem Schematismus von Sein und Nichtsein in

nicht all das, was sonst noch vorkommt, denn dieses ist jeweils es selbst. Vielmehr dupliziert die kategoriale Erfahrung der Andersheit die Welt in Richtung auf potenzierte Komplexität: Im Modus des Seins ist alles nur es selbst; im Modus der Andersheit ist alles etwas anderes in bezug auf jedes - also jedes ein anderes in bezug auf alles andere so wie alles andere ein anderes in bezug auf jedes.

Diese Duplikation der gegenständlichen Welt läßt sich querstellen zum binären Schematismus der Wahrheit. Beide können zwei Zustände annehmen, wahre und unwahre Aussagen können sich somit auf Seiendes und auf Anderes beziehen und damit nach eigenen und gegenständlichen Kriterien selektiv verfahren. Um diese Bedingung zu erfüllen, muß strenge Nichtidentität von logischem Widerspruch und Realrepugnanz postuliert werden: Was sich logisch widerspricht, kann sich in der Realität gerade nicht "widersprechen" und umgekehrt¹²¹⁾. Inkompatibilitäten, Entgegensetzungen, Konflikte in der Realität müssen wissenschaftlich widerspruchsfrei formuliert werden können. Diese kategorialen Vorkehrungen machen, zusammengekommen, die Ausdifferenzierung eines besonderen Kommunikationsmediums für Wahrheit und im Anschluß daran Systembildungen für Wissenschaft möglich. In systemtheoretischer Formulierung heißt dies: Eine Differenz von System und Umwelt wird eingeführt mit der Folge, daß wissenschaftliche Operationen sich auf eine Umwelt

zu 120) in der Form operiert, die durch die Interpretation des Nichtseins als Andersheit konstituiert ist.

121) So Immanuel Kant, Versuch den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen, in: Kleinere Schriften zur Logik und Metaphysik (Phil. Bibliothek Bd. 46, hrsg. von v. Kirchmann), Leipzig o.J. S. 25: Die aufhebende Entgegensetzung sei zwiefach: entweder logisch durch den Widerspruch, oder real, d.i. ohne Widerspruch. Mit dieser Unterscheidung ist natürlich das Problem des Verhältnisses vom logischem Widerspruch und Realrepugnanz nicht gelöst. Darauf gibt es bis heute keine befriedigende Antwort. Wir stellen im Text dieses Problem deshalb nicht als Frage nach der Identität in der Nichtidentität von Erkenntnis und Gegenstand, die die Möglichkeit von Erkenntnis letztlich zu begründen hätte, sondern gehen von lebensweltlich gegebenen Möglichkeiten des Erkennens aus und fragen nach der Funktion jener Schematismen und ihrer Differenzierung für die Steigerung der Erkenntnisleistung in Richtung auf zunehmende Komplexität.

richten können, die als Gegenstand der Wissenschaft nicht mit ihr identisch ist. Dabei sichert die Komplexitätspotenzierung im Modus der Andersheit, daß die vergegenständlichte Umwelt auf alle Fälle komplexer bleibt als ein System, das sie mit Hilfe eigener Disposition über Negationen analysiert.

Die ontologische Interpretation des Nicht als Anderssein ist in ihrer historischen Kontingenz heute bewußt geworden¹²²⁾. Das bedeutet nicht, daß sie als Fehlsteuerung der Metaphysik behandelt und rückgängig gemacht werden könnte. Der mit ihr kategorial gefaßte Komplexitätsgewinn ist gerade für die moderne Gesellschaft unentbehrlich. Eine Kritik der Ontologie ist nur sinnvoll in dem Maße, als sie diese Errungenschaft bewahrt und ausbaut. Vielleicht genügt ein stärkeres Auseinanderziehen der Begriffe und ein entsprechendes Differenzieren von Negationsmöglichkeiten. Man könnte Sein/Nichtsein und Anderssein/Nichtanderssein unterscheiden als verschiedene Formen der Modalisierung von Welt. Die Modalität der Andersheit ermöglicht, erzwingt aber auch höhere Komplexität und Unanschaulichkeit, weil sie alle Bestimmungen relationiert. Man muß daher, statt über "richtiges" Begreifen von Welt zu streiten, fragen, welche Systeme überhaupt in der Lage sind, ihr Weltverhältnis im Modus der Andersheit zu artikulieren.

Wir kommen unter 5. auf diese Frage zurück. Zuvor müssen wir einige Probleme eines durch Andersheit vermittelten Negationsgebrauchs aufzeigen und verdeutlichen, wie sie mit dem Problem der Rationalität zusammenhängen.

Die Welt kann nicht als bestimmte ontisch dupliziert werden (Mehr-Welten-Theorien). Wesentliches Erfordernis der "Heterisierung" von Welt ist deshalb, daß die Dualkonstruktion der

122) Beachtenswert ist besonders die Kritik Martin Heideggers an dieser Entwicklung: Sie bringe durch Ontologisierung und Verwissenschaftlichung ursprünglicher Erfahrungen etwa zum Verschwinden, das vordem unter den Titeln Sein und Nichts unmittelbar gedacht werden konnte. Siehe: Was ist Metaphysik?, 5. Aufl. Frankfurt 1949; Vom Wesen der Wahrheit, 2. Aufl. Frankfurt 1949; Platons Lehre von der Wahrheit, 2. Aufl. Bern 1954.

bestimmten Welt dieselbe Welt als unbestimmte gegenüberstellt (und nicht etwa: einer guten Welt eine schlechte!). Genauer formuliert: In die bestimmte Welt wird eine unbestimmte Welt eingezogen derart, daß von jedem Bestimmten es selbst und anderes als unbestimmt zugänglich ist. Unbestimmtheitsqualitäten sind durchaus außersprachlich erfahrbare an Objekten oder Objektbereichen - Dunkelheit, Ferne, Wasser, Himmel - und werden bei ersten Codierversuchen archaischer Gesellschaften in dieser Form benutzt. Die Totalisierung der Bestimmtheit/Unbestimmtheits-Dichotomie ist natürlich sprachabhängig (obwohl auch die Sprache keineswegs garantiert, daß jeder Term jeden Satzes sinnvoll negierbar ist¹²³⁾). Ihre Formulierung setzt sprachlich gefaßte Negationsleistungen voraus (etwa: bestimmt/unbestimmt); ihre begriffliche Fassung war mitsamt den dazu nötigen sprachlichen Innovationen (z.B.) war eine Leistung der Philosophie.

Negationen sind in ihrer allgemeinsten Charakterisierung gedankliche bzw. kommunikative Operationen, deren Selektivität durch diese Heterisierung der Welt universalisiert werden. Sie benutzen und reproduzieren, wie immer sie sich drehen und wenden, die Differenz von Bestimmtem und Unbestimmtem. Ihre Funktion liegt zunächst nicht in der Herstellung von Bestimmtheit, die ja immer schon vorgefunden wird, sondern in der Konstitution und Ausnutzung von Selektivität. Dazu generalisiert die Negation ihr Thema (ohne es als identisches, bejahbares, bestimmbares zu eliminieren) im Hinblick auf unbestimmt gelassene andere Möglichkeiten. Als Korrektiv dieses Risikos der Generalisierung muß Negierbarkeit der Negation zugelassen werden. Operativ und funktional sind demnach generalisierung und Reflexivität einander fordernde Korrelate¹²⁴⁾. Diese Grundbe-

123) Hierzu speziell Siegfried J. Schmidt, Texttheoretische Aspekte der Negation, Zeitschrift für germanistische Linguistik 1 (1973), S. 178-208

124) Hierzu näher Niklas Luhmann, Über die Funktion der Negation in sinnkonstituierenden Systemen, in: Harald Weinrich (Hrsg.), Positionen der Negativität, München 1975, S. 201-218.

dingung fundiert die Einheit aller Negationsweisen. Jede besondere Negationsweise, etwa streng logischer Negationsgebrauch oder Verdammungsnegationen, oder professionelle Dualisierungen, privative Defizienzen gegen positive Erwartungen profilierende Aussagen oder spekulativer Umgang mit dem Nichts setzen dann besondere, den Negationsgebrauch beschränkende Bedingungen voraus, die in der jeweiligen Typik der Negation dann durchgehalten werden müssen und nicht, es sei denn unter Verzicht auf den Typus, ihrerseits negiert werden können¹²⁵⁾.

Diesen zweistufigen Problemaufriß legen wir zu Grunde, wenn wir uns jetzt der Frage zuwenden, ob es einen spezifisch rationalen (und in diesem Sinne: sonderbedingten) Gebrauch von Negationen gibt. Rationalität bekommt dadurch die spezifische Funktion, zwischen Nichtnegierbarkeiten und Negierbarkeiten zu vermitteln unter Gesichtspunkten, die dem jeweiligen Entwicklungsstande der Gesellschaft kompatibel sind¹²⁶⁾.

Klassische Theorien hatten den Grund von Rationalität in Nichtnegierbarkeiten gesucht - modaltheoretisch zum Beispiel in Notwendigkeiten, die nicht durch Negation ins Kontingente gewendet werden konnten, oder erkenntnistheoretisch in der epistème selbst, in der in sich selbst zwingenden Erkenntnis. Dann hat sich in einem Prozeß allmählicher Abnutzung der Ideen und Realitätsannahmen und mit zunehmendem Auflösungsvermögen der Wissenschaft herausgestellt, daß nur die Negierbarkeit selbst das Nichtnegierbare ist. Danach ist selbstreferentielle Negativität der einzig zulässige Reflexionsstop. Entsprechend lösen die Vorstellungen von Rationalität sich aus ihrer Verankerung.

125) Daß der im Vorstehenden skizzierte allgemeine Bezugsrahmen des Negationsproblems nicht ausreicht, um spezifischere Formen des Negationsgebrauchs abzuleiten und in ihren Besonderheiten zu begründen, ist in mehreren Diskussionsbeiträgen zum Kolloquium VI der Gruppe Poetik und Hermeneutik mit Recht hervorgehoben worden. Vgl. Weinrich (Hrsg.) a.a.O. insb. die Beiträge von Hübener (S. 470 ff.), Jauss (S. 506 ff.), und Iser (S. 509 ff.).

126) Diese Funktionsangabe schließt es bewußt aus, weitere Evolution oder gar Steigerung des Tempos weiterer Evolution als solche für rational zu erklären.

Klassische Theorien der Negation hatten, wenn nicht ausschließlich so doch überwiegend, Negation privativ begriffen, also auf positiv Vorliegendes bezogen. Ein anderer Negationsbegriff war nur weltbezogen vorstellbar: *annihilatio* als Gegenbegriff zu *creatio*. Dem entspricht eine "technische" Vorstellung von Rationalität, bei der die operative Bemühung gleichsam mit der Natur konkurriert oder koalitiert, sie nachahmend, ihr gehorchend, sie auf unwahrscheinliche Erfolge hin überholend. "Téchne liebt Týche und Týche Téchné"¹²⁷⁾. Rationalität bewährt sich dann im Abarbeiten der Schwierigkeiten einer vorausgesetzten Lebenswelt; sie hat kein gegenüber der Natur autonomes Konzept. Auch diese Problemfassung überschreitet die für sie notwendigen Grenzen an einem angebbaren Punkt, nämlich mit der These der sinnkonstituierenden Funktion der Negativität.

Beide Entwicklungen, die die Möglichkeiten semantischer Disposition über Negationspotentiale betreffen, sind nicht allein auf Abnutzungerscheinungen bei immer neu ansetzenden Negationsexperimenten zurückzuführen. Sie korrelieren auch mit gesellschaftsstrukturellen Entwicklungen in dem Sinne, daß komplexere Gesellschaften mehr Negationsmöglichkeiten freigeben, mehr Konflikte zulassen und ihre Nichtnegierbarkeiten abstrahieren müssen¹²⁸⁾. In diesem Sinne verändert die Evolution des Gesellschaftssystems mit den Anforderungen an Negationspotentiale zugleich das Bezugsproblem für Rationalität. Die moderne Gesellschaft findet sich jenseits der Schwelle, von der ab nur noch Negierbarkeit nichtnegierbar ist. Ein darauf passender Begriff der Rationalität hat noch nicht formuliert werden können. Er ist weder über die Negationssequenzen der Dialektik zu erreichen¹²⁹⁾, noch fällt er einem dadurch

127) Dies auf Agathon zurückgeführte Zitat überliefert Aristoteles, *Nikomachische Ethik* 1140a 19 f.

128) Dieser Trend zur Abstraktion läßt sich auch an gesellschaftspolitischen Dualkonstruktionen ablesen. Dazu Reinhart Kosellek, *Zur historisch-politischen Semantik asymmetrischer Gegenbegriffe*, in: Weinrich a.a.O. S. 65-104.

129) Dieser durch Hegel diskussionsfähig aufbereitete Vorschlag hatte das Problem der Rationalität letztlich als Problem der Identität in der Nichtidentität von Erkenntnis und Ge-

in den Schoß, daß man den Nihilismus als heimliches, heute zu Tage tretendes Telos der ontologischen Metaphysik entlarvt und dies wiederum hypernegiert. Wenn Geschichte mehr ist als Aufbau oder Selbstverbrauch von Philosophie, wenn Geschichte in dem uns interessierenden Bereich Evolution des Gesellschaftssystems ist, müßten Positionen der Rationalität vorbereitet sein, wenn überhaupt jene hochabstrakten Negationspotentiale freigegeben werden; wenn überhaupt Negationen dieser Art in Wirtschaft und Politik, Religion, Wissenschaft und Rechtsetzung gebraucht und nicht auf folgenlose Spekulation reduziert werden.

2. Handlungsrationalität

Deutlicher und realitätsnäher als im Bereich philosophischer Begriffskontroversen lassen die gesuchten "preadaptive advances" sich im Bereich der Handlungsrationalität beobachten. Sie schließen hier an die technisch-poietisch-instrumentelle Freigabe des Handelns zur Erzeugung von nicht in ihm selbst liegenden Effekten an. Dieses Konzept erlaubt eine relationale Formulierung des Sinnes von Handlungen als Bewirken geschätzter Wirkungen. Eine einfache Relation erfordert aber in dem Maße, als die Relata kontingent gesetzt wurden, Kriterien außerhalb ihrer selbst. Deren Kritik hat schließlich dahin geführt, daß nur die Relationierung von Relationen, die die Kontingenzen einfacher Relationen limitiert, als rational gelten kann.

Es fällt auf, daß die damit grob skizzierten Begriffsavancen in der Tradition und bis auf den heutigen Tag immer gegenbegrifflich balanciert worden sind. Man konnte sozusagen nicht alles auf eine Karte setzen. Bereits téchne hatte eine Mehrzahl von Gegenbegriffen (z.B. phýsis und epistème) und schließlich eine Typologie von Wissens- und Handlungsarten geboren. Berühmt geworden ist vor allem die Unterscheidung von poíesis und práxis, die darauf abstellt, ob das Handeln seinen Sinn hat

zu 129) genstand gesehen und hatte gemeint, dieses Problem durch identische Sequenzierung von gegenständlicher und begrifflicher Entwicklung lösen zu können.

im Bezug auf etwas anderes oder im Bezug auf sich selbst¹³⁰⁾. Die explizite Temporalisierung der Zweck/Mittel-Relation durch den Kausalitätsbegriff der Neuzeit futurisiert dann sozusagen den Bezug auf ein externes Werk und defuturisiert den Gegenbegriff - am deutlichsten in der Parsons'schen Rubrikendifferenz von instrumental/consumatory¹³¹⁾. Andere Autoren bevorzugen die Balancierung durch einen Allgemeinbegriff, der poietisches und anderes Handeln umfaßt¹³²⁾. Auch im Bereich der Rationalitätsbegriffe findet man diese Form der Ausbalancierung, so in Max Webers Unterscheidung von Zweckrationalität und Wertrationalität¹³³⁾ oder in Karl Mannheims Unterscheidung von funktioneller und substantieller Rationalität¹³⁴⁾. Nach vielfältigen Erfahrungen dieser Art kann man resumieren, daß (1) der Präzisierungsvorteil und die größere Stabilität der Begriffsbildung jeweils auf Seiten der relationalen (im alten Sinne "technischen") Handlungsauffassung liegt, während die Gegenbegriffe eher fluktuieren, eher vage und in sich selbst unbestimmbar bleiben und moralischer Impulse zu ihrer Stabilisierung bedürfen; und daß (2) im Effekt diese konzeptuelle Strategie auf eine bloße Sortenbildung hinausläuft und nicht weiterführt. Nicht zufällig nimmt diese Art der Problembehandlung, wenn man heute noch an ihr festhält, im Bereich des Gegenbegriffs Züge einer kontrafaktischen Emphase an, so besonders in der Unterscheidung von Technik und Praxis bzw. Arbeit und Interaktion bei Jürgen Habermas. Aus Gründen die wir

130) Siehe Aristoteles, Nikomachische Ethik 1140a. Bei Platon finden sich entsprechende Unterscheidungen mit noch umgangssprachlich bedingter Wortwahl. Siehe z.B. Charmides 163 A ff. wo *ergázesthai* sowohl zu *poiein* als auch (offenbar gleichbedeutend) zu *práttein* in Kontrast gesetzt wird.

131) Vgl. z.B. Talcott Parsons, General Theory in Sociology, in: Robert K. Merton / Leonard Broom / Leonard S. Cottrell, Jr. (Hrsg.), Sociology Today, New York 1959, S. 3-38.

132) So Immanuel Kant, Kritik der Urteilkraft § 43 mit der Unterscheidung von *facere/agere*. Siehe auch *bringing about/doing* bei Georg Hendrik von Wright, Explanation and Understanding, London 1971, S. 64 ff.

133) Vgl. Wirtschaft und Gesellschaft, 3. Aufl. Tübingen 1947, S. 12.

sogleich erkennen werden, bleibt diese Emphase hierarchie- und differenzierungsfeindlich.

Diese begrifflichen Unzulänglichkeiten gewinnen an Tragweite gerade dadurch, daß die Gesellschaft selbst durch strukturelle Dispositionen dem individuell entscheidbaren Handeln besondere Relevanz zuschiebt. Wir hatten diese Entwicklung einer gesellschaftsstrukturellen Relevanz individuellen Entscheidens im Kontext fortgeschrittener funktionaler Differenzierung bereits analysiert¹³⁵⁾. Individuelles Marktverhalten, individuelle Glaubensentscheidungen, individuelle politische Option suchen ihr eigenes Raisonement und die für sie spezifische Rationalität. Die Aggregation all dieser Entscheidungen zu einem Gemeinwohl, zu konkreter Sittlichkeit, zu gesellschaftlicher Rationalität versteht sich dann aber nicht mehr von selbst. Gerade weil Individualität eine soziale Struktur ist, müssen Rationalitätsbegriffe nun auf zwei Ebenen (und nicht nur: als zwei Sorten von Handlungsrationalität) formuliert werden. Hegel hatte genau dieses Problem im Kontext der Wirtschaft gesehen und in die Dialektik von bürgerlicher Gesellschaft und Staat verpackt. Die Soziologie sucht seit Pareto, Durkheim und Parsons einen Begriff sozialer Ordnung, der mit Rationalität und Nichtrationalität auf der Ebene individuellen Handelns kompatibel ist¹³⁶⁾.

Parsons hatte gemeint, dieses Problem durch eine Neuanalyse des Handelns und durch Herausarbeitung seiner relationalen Struktur (teils Zweck und Mittel, teils actor-in-situation) lösen zu können. Dieser Anregung können wir folgen, denn in der Tat beziehen sich wichtige, in ihrem Realitätsbezug erfolgreiche Interpretationen der Handlungsrationalität auf einen relationalen Handlungsbegriff und korrigieren ihn reflexiv: durch Anwendung auf sich selbst.

134) Vgl. Mensch und Gesellschaft im Zeitalter des Umbaus, Darmstadt 1958, S. 61 ff.

135) Vgl. oben.....

136) Siehe besonders Talcott Parsons, The Structure of Social Action, 2. Aufl. Glencoe Ill. 1949.

Ein erster Anlauf hierzu war bereits in der Antike auf den politisch-rechtlichen Komplex, konkret auf die kontingent gewordenen Entscheidungen des Zuteilens und Ausgleichens von Rechts- bzw. Unrechtszuständen bezogen worden. Für diese Relationierung wurde zunächst das Kriterium der Gleichheit in Aussicht genommen. Das hätte jedoch eine unhaltbare Parallelschaltung der Schematismen Recht/Unrecht und gleich/ungleich erfordert. Das Kriterium der Gerechtigkeit mußte daher formuliert werden als ein solches, ^{das} Gleichheit und Ungleichheit sowohl im Recht als auch im Unrecht zuließ. Es mußte den Rechtsschematismus querstellen zum Schematismus Gleichheit/Ungleichheit, so wie auch der logische Schematismus der Wahrheit quergestellt werden mußte zum Schematismus von Sein/Nichtsein¹³⁷⁾. Hierfür bot das Konzept des Maßes als Idee der gleichen Distanz zu allen Extremwerten eine Reformulierung des Gleichheitsprinzips auf der Ebene der Relationierung von Relationen; jedes Anstreben eines Wertes hätte danach bezogen werden müssen auf die Möglichkeit, andere Werte anzustreben. Die die Tradition stärker beherrschende aristotelische Begrifflichkeit mündete dagegen in eine bloße Unterscheidung von Arten und Gesichtspunkten der Gerechtigkeit ein. Erst die Art, in der Hegel den Gedanken des Maßes in die Dialektik von Quantität und Qualität übernimmt¹³⁸⁾, könnte Möglichkeiten eines auf Komplexitätsverhältnisse bezogenen Verständnisses von Rationalität eröffnen.

Formal gesehen kann das Problem der Vermittlung zwischen Extremwertungen auch als Problem der wirtschaftlichen Rationalität begriffen werden. Diese Deutung liegt für die moderne Gesellschaft in dem Maße näher, als der monetäre Mechanismus universalisiert wird und alle (zumindest alle ausgleichsbefähigten) Werte ihre Preise finden. Dann wird es mit Hilfe des Geldes möglich, Alternativen der Wertrealisation als verschiedene Relationen zwischen Aufwand und Ertrag miteinander

137) Vgl. oben S.

138) Vgl. oben I I 1

zu vergleichen und dem Vergleich die optimale Relation zu entnehmen. Die Tendenz zur maximalen Ausbeutung von Ressourcen, die durch die Transformationsleistungen des Geldes gesteigert wird, wird über solche Relationierung von Relationen zugleich wieder in Schranken verwiesen¹³⁹⁾.

Die Rationalisierungserfolge, die im Wirtschaftssystem der neuzeitlichen Gesellschaft, vor allem im Bereich der Produktion erzielt worden sind, beruhen auf Rationalitätskalkülen dieses Typs. Man hat hier also soziologisch wichtige Anhaltspunkte für reales (natürlich nicht: optimales!) Funktionieren. Wir halten diese Modellerfahrungen im Bereich der Wirtschaft für repräsentativ und für generalisierbar.

Die Rekonstruktion der Methodologie funktionalvergleichender Analyse, die wir im vorigen Kapitel versucht hatten, war bereits als Analogie konzipiert. Sie beruhte auf der Überlegung, daß die Wissenschaft zwar mehrere mögliche Erklärungsrelationen vergleichen könne unter der Voraussetzung, daß nur eine zutreffen könne! daß dieses Verfahren aber inadäquat sei, wenn es gelte, Gegenstände zu begreifen, die selbst schon Relationen relationieren, also sozusagen mit ihrer eigenen Kontingenz beschäftigt sind. Die Schwierigkeiten, Gegenstände dieses Typs auf Erklärungsmethoden zu beziehen, die ihrerseits dazu bestimmt sind, unter mehreren möglichen Erklärungen vergleichend zu seligieren, liegen auf der Hand und sind derzeit noch keineswegs befriedigend durchgearbeitet.

Welche Fortschritte in dieser Richtung funktionalistischer Methodologie immer möglich sein werden: sie würden immer nur die Wissenschaftstheorie und ihre Rationalität betreffen. Sie blieben damit gebunden an die spezifische Systemreferenz des Wissenschaftssystems. Sie beträfen die im Wissenschaftssystem und in dessen Gegenstands-Umwelt erreichbare Rationa-

139) Wir setzen hier voraus, daß sowohl Maximierungs- bzw. Minimierungsrationalität als auch Optimierungsrationalität geldbedingt expandieren und daß beide Formen ebenso wie ihr Korrektivverhältnis mit dem weniger ausdifferenzierten Wirtschaftsverhalten archaischer Gesellschaften nicht vergleichbar sind.

lität, also die Gegenstandsrationalität aus der spezifischen Sicht wissenschaftlicher Analyse und Rekonstruktion. Das ist kein Manko, keine irgendwie wertende Abschwächung der Bedeutung von Rationalität (etwa gar: zu Gunsten von Irrationalität), sondern eine Konsequenz der Einsicht, daß alle Steigerungsleistungen eine systemspezifische Basis haben müssen und gesteigerte Reflexion auf Leistung gesellschaftlich nur in Teilsystemen des Gesellschaftssystems möglich ist.

Der systemtheoretische Ansatz, den wir zugrunde legen, erlaubt es demnach nicht, Rationalität schlechthin als Gegenstandskorrelat wissenschaftlicher Erkenntnis oder als deren Adäquität zu definieren. Die Ausdifferenzierung des Wissenschaftssystems und seine forschungstechnische, ja forschungspragmatische Spezifikation schließen das aus. Wissenschaft als Garant für Rationalität schlechthin zu nehmen, wäre ein Rückfall in jene Funktionshypostasierungen, die mit Hilfe von Wissenschaft gerade zu überwinden wären. Handeln wäre danach nur und nur insoweit rational, als es sich nach wissenschaftlichen Erkenntnissen richtet, und die Wissenschaft selbst hätte über Rationalität nicht mehr zu sagen als eben dies.¹⁴⁰⁾ Für den Begriff der Rationalität folgt daraus, daß er ganz verschiedene Funktionssysteme übergreifen muß, eine Generalisierung: Rationalität muß als strukturelle, nicht nur als kognitive Selbstbeschränkung (des Handelns, der Systeme, der Welt) begriffen werden.

Statt dessen bietet es sich an, die Analyse der Relationierung des Handelns zurückzubeziehen auf das Kontingenzproblem, das ihr zugrunde liegt, und von da aus den Begriff der Rationalität zu rekonstruieren. Der Ansatzpunkt der rationalisierenden Interpretation ist das zunächst lebensweltlich-phänomenal gegebene Handeln im Sinne einer kompakten, nur pauschal

140) Diese Vorstellung, Wissenschaft sei Garant selbst für Handlungsrationalität, ist im Anschluß an Pareto unter anderen von Talcott Parsons vertreten worden. Vgl. *The Structure of Social Action*, 2. Aufl. New York 1949, z.B. 19, 415, 585 f., 698 f.

negierbaren Einheit. Die einfache Kontingenz dieses Handelns - es kann vorkommen oder auch nicht vorkommen, erwartungsgemäß oder auch erwartungswidrig vollzogen werden oder auch unterbleiben -, diese einfache, über normatives Erwarten zwar steuerbare, aber nicht eliminierbare Kontingenz wird zunächst dupliziert in eine doppelte Kontingenz. Das Handeln wird damit rekonstruiert als Relation zwischen zwei kontingenten Faktoren, etwa Absicht und Vollzug oder Mittel und Zweck, die beide aus je verschiedenen Gründen vorkommen oder auch nicht-vorkommen können. Jeder Faktor hat für sich höhere Kontingenz, die Relation und damit das Handeln als solches dagegen eine geringere. Absichten gibt es viele und Verhaltensweisen auch, das absichtsmäßige Handeln domestiziert dann aber die Möglichkeiten beider Faktoren, indem es aus ihrem Kontingenzbereich, aus ihrer "Andersheit", unter dem Gesichtspunkt der Relationierbarkeit seligiert. Die Rationalisierung verfolgt mithin ein Verfahren der Erweiterung und Restriktion von Kontingenz und substituiert dieses Verfahren für die pure Konfrontation des Handelns mit seiner Andersheit.

Dieser Begriff von Handlungsrationalität läßt die Prämisse fallen, daß in einer konkreten Situation nur eine einzige Handlung rational sein könne¹⁴¹⁾. Statt dessen sieht er Möglichkeiten der Iteration des gleichen Verfahrens vor für den Fall, daß die Kontingenz zu hoch wird oder zu hoch bleibt. Wenn sowohl Mittel als auch Zwecke zu hohe Variationsspielräume haben, muß eine Mehrheit von Relationen konstruiert und als je Kontingentes aufeinander bezogen werden. Verfügt man über ausreichende Entscheidungssicherheit in dieser zweistufigen Relation, kann man die Kontingenzen der Elementar-

¹⁴¹⁾ Schon die Scholastik hatte angenommen, daß es immer eine Handlung gebe, die dem Ziele am dienlichsten und somit das Vollkommene sei. In moderner Version würde dies besagen, daß es lediglich eine Frage der analytischen Tiefenschärfe sei, bis man den Punkt erreiche, in dem nur noch eine Handlung als richtig erscheine. Faktisch wird diese Auffassung jedoch nur noch als Axiom im Kontext von Modellkonstruktionen vertreten, und es überwiegt die Meinung, daß es nicht rational sei, sich in Entscheidungsprozessen so zu verhalten, als ob sie zuträfe. Im Text ziehen wir nur das Fazit aus dieser in der Theorie rationalen Entscheidens selbst vollzogenen Entwicklung.

relationen bewußt erhöhen und so den Einzugsbereich der Selektivität des Handelns erweitern, die Entscheidung bleibt im Bereich kalkulierbarer Rationalität.

Anhand dieses Problems der "einzig-richtigen Handlung" läßt sich, und auch darin folgen wir den Entwicklungen der neueren Entscheidungstheorie,¹⁴²⁾ zeigen, daß Rationalitätsprobleme nicht auf einer Ebene allein gestellt und gelöst werden können. Handlungsrationalität läßt sich nicht allein durch Umsichtigkeit der Wahl erreichen; sie setzt ermöglichende, vorstrukturierende, den Entscheidungsprozeß entlastende und verkürzende Systeme voraus. Deren Systemrationalität beurteilt sich nach eigenen Kriterien, die mit rationalem und mit nichtrationalem Handeln kompatibel sein mögen¹⁴³⁾. Aber ist Systemrationalität das letzte Wort?

3. Systemrationalität und Weltrationalität

Will man Systeme in einem kritischen, diskriminierenden Sinne als rational bezeichnen, dann genügt es nicht, sich auf den Bestand oder die Erhaltung des Bestandes zu beziehen. Bestand ist nur einfach negierbar. Das reicht für Rationalität nicht aus - weder als Negation noch als Negation der Negation, als Beharrung, Erhaltung, Reproduktion. Ähnlich wie im Falle der Handlung nicht schon das bloße Vorkommen oder Nichtvorkommen, sondern erst die relationale Rekonstruktion dieser Kontingenz Rationalität möglich macht, kann auch ein System Rationalität nur gewinnen bzw. auf seine Rationalität hin nur analysiert werden, wenn und soweit es in seiner relationalen Struktur

142) Vgl. insb. Herbert A. Simon, *Models of Man, Social and Rational: Mathematical Essays on Rational Human Behavior in a Social Setting*, New York 1957; James G. March / Herbert A. Simon, *Organizations*, New York 1958; Richard M. Cyert / James G. March, *A Behavioral Theory of the Firm*, Englewood Cliffs N.J. 1963.

143) In diesem Sinne resümiert das bereits genannte Hauptwerk von Talcott Parsons, *The Structure of Social Action*, die frühe wirtschaftswissenschaftliche und soziologische Tradition, ohne indes auf Systemebene den Begriff der Rationalität zu verwenden. Vgl. auch Niklas Luhmann, *Zweckbegriff und Systemrationalität: Über die Funktion von Zwecken in sozialen Systemen*, Neudruck Frankfurt 1973; Daniell Bell,

kontingent gesetzt wird. Dies leistet der Begriff der Komplexität.

Insofern waren die Analysen des Begriffs der Komplexität, mit denen wir unsere Untersuchungen eingeleitet hatten¹⁴⁴⁾, eine Vorstudie zum Begriff der Rationalität in Anwendung auf Systeme. Mit dem Begriff der Komplexität hatten wir, wie erinnerlich, die Beziehung zwischen den rein quantitativ möglichen und den strukturell seligierten Relationen zwischen Elementen bezeichnet. Komplexität selbst ist danach eine Relation, die Größe und Struktur aufeinander bezieht (oder genauer formuliert: die die größenmäßig und die strukturell möglichen Relationen aufeinander bezieht). Stellt man sich Größe und Struktur als Variable vor, handelt es sich also auch hier um eine Relation, die keinerlei a priori feststehende Anhaltspunkte, sondern Kontingentes miteinander verknüpft. Die dafür geltenden Regeln der Nichtbeliebigkeit müssen in einer anderen Beziehung gesucht werden, und zwar in der Beziehung zwischen System und Umwelt.

Vor dem Hintergrund dieses allgemeinen Modells (das für Systeme etwa den Stellenwert hat, der in der Theorie des Handelns der Relation von Mittel und Zweck zufällt) kann man sehen, daß von Systemrationalität nur sinnvoll gesprochen werden kann unter der Voraussetzung, daß die Umwelt das System nicht festlegt. Ergäbe sich aus der Relation zwischen System und Umwelt zwangsläufig, welche Relationen im System aktualisiert werden, wäre die Realität des Systems rational; der Begriff der Rationalität verlöre seine diskriminierende Funktion, er verschmolze mit dem Bestandsbegriff und könnte weggelassen werden¹⁴⁵⁾.

zu 143) The Coming of Post-Industrial Society: A Venture in Social Forecasting, New York 1973, S. 274 ff.

144) Vgl. oben 1 I 1

145) Entsprechend kann man von Handlungsrationalität nur sprechen unter der Voraussetzung, daß die Relation von Mittel und Zweck keine notwendige ist. Das würde Rationalität auf Kausalität reduzieren.

Begreift man dagegen die Relation zwischen System und Umwelt selbst als auf beiden Seiten kontingent, kann ein Begriff der Rationalität formuliert werden, der an diese Relation und, davon abhängig, an das System bestimmte Forderungen stellt. Nicht alle Zustände, die die Relation annehmen kann, können dann als rational gelten. Ein solcher Rationalitätsbegriff muß in jedem Falle anschließbar sein an das oben unter 1) skizzierte Problem der sinnkonstituierenden Negativität und er muß ferner die unter 2) gewonnene Einsicht verwenden, daß über Relationierung und Relationierung von Relationen Kontingenz (und damit auch Negierbarkeit) erweitert und reduziert werden kann. Alles weitere hängt davon ab, wie man die Kontingenz in System/Umwelt-Relationen begreift.

Ähnlich wie im Falle der Handlungsrationalität und aus den gleichen formalen Gründen gibt es hierfür zwei Modelle. Ihre Unterscheidung hängt davon ab, ob man die Unterscheidung von abhängigen und unabhängigen Variablen als fixiert oder als selbst variierbar voraussetzt. Handeln kann, wie oben gezeigt, entweder Maximierungs- bzw. Minimierungs- (Ausbeutungs- bzw. Sparsamkeits-) Strategien verfolgen oder Optimierungsstrategien. Im ersteren Falle wird die Zweckerreichung maximiert bzw. der Mittelaufwand minimiert, also die eine Seite der Relation fixiert und die andere danach eingerichtet; im anderen Falle wird die Relation selbst in Richtung auf ein Optimum im Vergleich zu anderen Möglichkeiten der Relationierung variiert - was typisch weder einen minimalen Aufwand noch einen maximalen Ertrag einbringt. Diese Alternative läßt sich mutatis mutandis auf die Relation zwischen System und Umwelt übertragen. Wir nennen die beiden Formen der Rationalität, die sich daraus ergeben, Systemrationalität und Weltrationalität.

Systemrationalität besagt natürlich nicht: maximale Ausbeutung der Umwelt. Und ebensowenig ist Weltrationalität eine optimale Auspendelung der Beziehungen zwischen System und Umwelt. Diese Art Analogie würde einfach das Konzept der Hand-

lungsrationalität auf Systeme als Akteure übertragen und damit die Differenz zwischen Handlung und System überspringen. Systemtheoretisch muß vielmehr die Relation zwischen System und Umwelt als Relation zwischen Komplexen begriffen werden, als Komplexitätsgefälle. Das Rationalitätsproblem liegt hier nicht, sonst käme man mit den Formen der Handlungsrationalität aus, im Bewirken geschätzter Wirkungen, sondern in der Relationierung von in sich relationalen Komplexitätsverhältnissen. Auch hierfür gilt die allgemeine Regel: daß Relationen geringere Kontingenz haben als die Elemente, die sie aufeinander beziehen¹⁴⁶⁾.

Von Systemrationalität können wir nur dann sprechen, wenn die Komplexität der Umwelt als gegeben vorausgesetzt wird und das System darauf mit Wachstums- und/oder Strukturierungsleistungen zu reagieren versucht. Systemrationalität ist adäquate oder umweltentsprechende Eigenkomplexität. Als Komplexität ist sie strukturelle Selbstbeschränkung, da auf Größenzunahme durch strukturelle Selektivität reagiert werden muß. Im Komplexitätsbegriff liegt auch die Erklärung dafür, daß erzwungene Selektivität Freiheit erzeugt mit der Chance, rationalere Lösungen für das Komplexitätsgefälle zwischen Umwelt und System zu finden. Dabei sind für das System diejenigen Lösungen rationaler, die höhere Eigenkomplexität ermöglichen und in ihren Folgeproblemen kontrollieren können¹⁴⁷⁾. Auf der operativen Ebene des Handelns erlaubt hohe Eigenkomplexität sowohl Eingriffe in die Umwelt als auch selektive

146) So formulieren im Kontext einer systemtheoretisch-ökologischen Evolutionstheorie zum Beispiel William T. Sanders / Barbara J. Price, Mesoamerica: The Evolution of a Civilization, New York 1968, S. 71: "There is an almost unlimited number of possibilities but a limited number of probabilities in the way in which a people may adapt to a given environment".

147) Für das Gesellschaftssystem mag man hier an die Nebenfolgen funktionaler Differenzierung denken. (Vgl. oben.....). Für Organisationssysteme definiert Helmut Leipold, Betriebsdemokratie - ökonomische Rationalität, Stuttgart 1971 S. 80 ff., Systemrationalität geradezu durch das Kriterium der Funktionsstörungen.

Änderung eigener Zustände und beides auf der Ebene der Elemente und Relationen als auch auf der Ebene der Strukturen. Der Fixpunkt liegt in der Voraussetzung der Umweltkomplexität und die Strategie in der Anpassung an sie. Die höhere Eigenkomplexität vermittelt Anpassungsüberlegenheit in der Form eines größeren Reservoirs an Relationierungsmöglichkeiten, über die selektiv entschieden werden kann. Dies meint vermutlich Parsons mit dem Begriff des adaptive upgrading.

Erhöhung der Eigenkomplexität ist nicht deshalb rational, weil sie die Chancen der Bestandserhaltung vermehrt. Sie ist weder ein Bestandserfordernis noch eine Bestandsgarantie. Es gibt seit alters existierende sehr wenig komplexe Systeme und umgekehrt hoch komplexe Systeme, die längst vergangen sind, weil ihre Komplexität die Abhängigkeiten von der Umwelt überproportional gesteigert hatte. Aber natürlich ist Bestandserhaltung oder Reproduktionsfähigkeit, evolutionär gesehen, Voraussetzung für den Aufbau hochkomplexer Systeme. Stabilität ist einer der erforderlichen evolutionären Mechanismen, der zusammen mit anderen den Aufbau sehr komplexer Systeme ermöglicht. Rationalität ist dagegen der Begriff für die Ausnutzung des evolutionär entstandenen Negationspotentials auf Arten und Weisen, die mit Stabilität nur kompatibel sein müssen, sollen sie möglich sein. Theoretisch gesehen, ist diese Begriffswahl also nicht durch eine Präferenz für die Erhaltung alles Entstandenen bestimmt, sondern letztlich durch den auf Sinn und Negation zugeschnittenen Begriff der Weltrationalität gesteuert.

Schon eine Theorie der Systemerhaltung oder der Systemrationalisierung verwendet den Umweltbegriff nicht schlicht ökologisch (im Sinne einer objektiven Gesamtheit von Umständen), sondern systemrelativ. Wir benutzen den Begriff der Form, um diese Systemrelativität zu bezeichnen. Formen sind Relationen die unter dem Gesichtspunkt der Relevanz für ein anderes System kombiniert sind und sich gegen den Hintergrund anderer

Möglichkeiten profilieren, sozusagen Selektionen aus den möglichen Selektionen der Umwelt oder Reduktionen der Umweltkomplexität¹⁴⁸⁾. Die Komplexität der Umwelt erscheint einem System als Gesamtheit von Formen, die speziell für das Bezugssystem Bedeutung haben. Im Umgang mit kontingent erscheinenden Formen orientiert sich und bewährt sich Systemrationalität. Die Formanalyse, das heißt die Analyse von Formen als Formen, leitet jedoch zu einem anderen Typus der Rationalität über, den wir Weltrationalität nennen.

Formanalyse ist nicht schon geleistet (sondern allenfalls vorbereitet), wenn Formen als allgemeine benannt, typisiert und auf ihre Formidee reduziert werden, wie immer "hintergründig" diese Ideen formuliert sein mögen. Über Form als Form kann analytisch erst disponiert werden, wenn die Systemrelativität jeder Umwelt bewußt wird. Das erfordert eine Rekonstruktion der Kontingenz in der Relation von System und Umwelt. Die Relation selbst wird kontingent gesetzt, nämlich als abhängig von der Wahl einer Systemreferenz. Als systemrelativ reduzierte, auf Formen gebrachte Komplexität ist die Umwelt jeweils Umwelt-eines-Systems; sie ist für das System, dessen Umwelt sie ist, daher nur selbstreferentiell bestimmbar. Eines der Relata, das System, bestimmt das andere dadurch, daß es die Relation bestimmt, in der es zum anderen steht. Nur dadurch erscheint dem System die Umwelt als formierte Komplexität. In der jetzt zur Diskussion stehenden Fassung ist die Kontingenz der System/Umwelt-Relation mithin

148) Siehe eine verwandte Analyse, die aber den Formbegriff auf das System selbst bezieht, bei George H. Mead, *Mind, Self and Society From the Standpoint of a Social Behaviorist*, Chicago Ill. 1934, S. 333. Siehe auch: *The Philosophy of the Act*, Chicago 1938, S. 115 f. Das Beispiel Meads ist: Nahrung als Bedeutung (und in meinem Sinne: Form), die ein Organismus in seiner Umwelt entstehen läßt dadurch, daß er sie seligiert. Marx scheint einen ähnlichen Formbegriff zu verwenden - siehe Werner Loh, *Formenanalyse bei Marx und ihr Verhältnis zur Systemwissenschaft*, *Zeitschrift für Soziologie* 4 (1975), S. 254-272 - setzt aber die den Begriff ermöglichende Relationierung von Relationen als Struktur von Realität voraus, während der im Text verwendete Begriff auf eine doppelt gestufte Selektivität abstellt, deren Doppelung durch die Differenz von System und Umwelt bedingt

durch Selbstbezüglichkeit ihrer Bestimmungen bestimmt. Ihre Kontingenz ist in der Weise totalisiert, daß die Reduktion der Komplexität in System und Umwelt wechselseitig voneinander abhängen; daß also die Formverdichtungen der Umwelt selbst bedingt sind durch die Art, wie das System seine Eigenkomplexität ordnet. Auf seiten der Systeme setzt das einen für sie selbst verfügbaren Begriff ihrer Identität, also Fähigkeit zur Selbst-Thematisierung voraus.

Weltrationalität kann sich danach nur auf das Problem beziehen, wie Systeme ihre Umweltbeziehungen ordnen, unter der Voraussetzung, daß Systemkomplexität und formierte Umweltkomplexität kontingente und variable Zustände sind. Kriterien der Weltrationalität müßten danach wiederum Kriterien für die Relationierung von Relationen sein, und zwar Kriterien für die Relationierung von Komplexitätsrelationen (nicht einfach: Input/Output-Relationen!) zwischen System und Umwelt. Kriterien dafür lassen sich, und das ist das spezifische, auszeichnende Problem der Weltrationalität, nicht mehr in Nichtnegierbarkeiten festmachen - weder in einer formalen Mathesis universalis noch in einer Subjekt genannten Systemreferenz, der man (wer?) sozusagen den hermeneutischen Primat zusprechen könnte. Jeder Versuch dieser Art würde den Prämissen widersprechen, daß Sinn durch Negation und Welt durch Systeme-in-der-Welt konstituiert werden und daß selbstreferentielle Strukturen und Prozesse auch außerhalb der Wissenschaft vorkommen; er würde also in einer Theorie des hier gesuchten Typs nicht unterzubringen sein.

Gleichwohl muß ein Rationalitätsbegriff, soll er überhaupt einen eigenen Sinn haben, auch im Hinblick auf die nur selbstreferentiell bestimmbare Doppelkontingenz von System/Umwelt-Relationen diskriminieren. Er diskriminiert in diesem Fall gegen nur historische Bestimmungen. In selbstreferentiell

zu 148) ist. Er versucht in gewisser Weise, Mead und Marx zu kombinieren.

erfahrenen, also logisch offenen und unabschließbaren Relationen wird zunächst der Zufall, das historische Faktum zum Bestimmungsfaktor. Eine Gesellschaft, die sich selbstreferentiell thematisiert, erfährt sich eben dadurch zugleich als historisch bedingt. Sie begreift sich als Phase eines Prozesses, der immer schon angefangen hat und insofern Unabänderlichkeiten schon gesetzt, Kontingenzen schon limitiert hat. Nicht logisch aber faktisch ist dadurch ausgeschlossen, daß jede Möglichkeit aktualisiert wird. Die Gesellschaft hat sich in einer schon vor ihr vorhandenen, durch frühere Evolution eingerichteten Umwelt zu placieren. Ihre eigene Historizität besteht darin, daß ihr Vermögen, Erleben und Handeln sozial zu kombinieren und auf Umwelt zu beziehen, in evolutionären Sequenzen aufgebaut worden ist, die weder wiederholt noch neu begonnen werden können. Umwelt und System können allenfalls geändert werden. So wird verständlich, daß die neuzeitliche Gesellschaft bei gesteigert selbstreferentieller Reflexion zunächst dazu tendiert, Kontingenz als historische Faktizität und im Kontrast dazu Änderungsbedarf zu erleben und sich selbst als welthistorischen Prozeß zu begreifen.

Ein gegen dieses Syndrom opponierender Begriff der Rationalität steht nicht zur Verfügung. Die universelle Positivwertung von Kritik scheint eine Art Ersatzbefriedigung zu gewähren. Kritik richtet sich nur gegen Systemgeschichte und befreit gerade deshalb nicht von nur historischen Bindungen. Gerade die potentesten Kritiker der bürgerlichen Gesellschaft bleiben daher bürgerliche Theoretiker. Ihre Kritik leistet nicht etwa jene Umorientierung des Gesellschaftssystems von Geschichte auf Umwelt, die wir oben (.....) erörtert hatten; sie bringt vielmehr jenes Syndrom von Reflexion, Historizität und Änderungsintention nur zum Ausdruck¹⁴⁹⁾.

149) Der Streit der Kritischen Schule mit dem Kritischen Rationalismus hatte nicht zuletzt das Verdienst, Kritik gegen Kritik zu richten und damit die Universalität des Phänomen vorzuführen. Die Kritik verträgt, wie man daran sieht, durchaus, daß Kritik kritisiert wird.

Weltrationalität ist etwas anderes als dieses Kritik generierende und reproduzierende Syndrom. Sie müßte aus historischen Bedingtheiten und Änderungsintentionen in Umwelten und Systemen seligieren können. Dafür müßte ein Begriff und ein Verfahren gefunden werden, mit dem man selbstreferentielle Relationen des gekennzeichneten Typs wiederum relationiert. Dieses Desiderat sprengt zugleich die bisher benutzte Form systemthoretischer Analyse, die die Vorentscheidung über die Wahl einer Systemreferenz voraussetzte als Entscheidung über den Standpunkt totalisierender Reflexion. Auch der Rückgriff auf die Weltperspektive des umfassendsten Sozialsystems Gesellschaft würde nicht ausreichen, wenn gerade diese Perspektive auf Rationalität hin befragt werden soll. Totalisierende Perspektiven dieser Art müßten ihrerseits relationiert werden, und zwar, da es sich bereits um sich selbst und alles einschließende Weltperspektiven handelt, aufeinander relationiert werden. Das erfordert Denkmodelle, die eine Mehrheit von Systemreferenzen berücksichtigen können.

4. Mehrheit von Systemreferenzen

Wenn Weltrationalität ihr Problem in der Mehrheit möglicher Systemreferenzen hat, so betrifft sie die Sozialdimension sinnhaften Erlebens und Handelns. Sie bezieht sich auf Sozialität als Verhältnis zwischen sinnkonstituierenden personalen und sozialen Systemen; und Sozialität heißt, daß diese Systeme sich wechselseitig nicht auf die Form von Sachkomplexen in je ihrer Umwelt reduzieren, sondern miterfassen, daß andere Systeme jeweils eigene Bezugspunkte für den Anbau totalisierender Weltperspektiven sind. Dies ist nicht nur ein politisches Problem, wenngleich es naheliegt, die Anerkennung des anderen, die nicht aus der eigenen Systemlogik folgt, letztlich zu erzwingen. Auch die moralische Formel der wechselseitigen Anerkennung von begründungsfähigen und verallgemeinerungsfähigen Interessen greift zu kurz. Es geht vielmehr um die Behandlung von Negationen in der Sozialdimension,

zunächst also darum, dem anderen System-in-Umwelt seine Andersheit zu belassen, auch dann wenn man selbst in der Umwelt dieses Systems vorkommt. Weltrationalität erfordert mehr als nur Respektierung von Individualität; sie bezieht ihre Selektionsformel auf die Welt als Universalhorizont sich durchdringender Umwelten; nicht das Zusammenbestehen von Freiheiten, sondern das Zusammenbestehen von Umwelten ist ihr Problem.

Angesichts einer Fülle von Orientierungen und Theorieangeboten, die in der Nähe dieser Problemstellung liegen, beginnen wir diesen Abschnitt am besten mit Abgrenzungen.

Von einer Mehrheit von Systemreferenzen kann nicht schon dann gesprochen werden, wenn eine Theorie mehrere Systeme und Beziehungen zwischen ihnen berücksichtigt (Intersystemtheorie)¹⁵⁰. Ebenso wenig reicht die Einsicht aus, daß ein und dasselbe konkrete Geschehnis für mehrere verschiedene Systeme zugleich Bedeutung gewinnen kann¹⁵¹). Bei diesen Ansätzen wird nicht ausreichend berücksichtigt, daß jedes der Systeme, sofern es überhaupt die eigene Identität reflektiert, sich selbst in einer Umwelt begreift, die mehr umfaßt als nur bestimmte andere Systeme. Er übersieht, mit anderen Worten, daß Systemreferenzen nicht als Objekte thematisiert werden wie Poleis, Planeten oder Firmen, sondern als Perspektiven der Reduktion von Weltkomplexität. So bleibt diejenige Totalisierung außer Acht, die die Kategorie der Andersheit leistet und in die hinein Kontingenzen und Selektionen projiziert werden müssen, sollte sie Anspruch auf Weltrationalität erheben (was die Intersystemtheorie natürlich nicht tut); es bleibt außer Acht, daß

150) Theorieversuche dieses Typs gibt es zum Beispiel in bezug auf organisierte Sozialsysteme. Vgl. Anant R. Neghandi (Hrsg.), *Interorganizational Theory*, Kent Ohio 1975.

151) Vgl. etwa Chester I. Barnard, *The Functions of the Executive*, Cambridge Mass. 1938, S. 111 f. für die organisatorische Relevanz dieses Sachverhalts. Ferner namentlich Odd Ramsøy, *Social Groups as System and Subsystem*, New York 1963.

jedes andere System (und ebenso das Bezugssystem selbst als anderes für andere) in doppelter Perspektive bestimmt wird: als System für sich selbst und als Umweltausschnitt in der Perspektive des Bezugssystems.

Soweit Totalisierungen konzipiert werden, tendiert die Philosophie der bürgerlichen Gesellschaft dazu, sie antagonistisch zu interpretieren.¹⁵²⁾ Jede Klasse, jede Gruppe kann ihre Welt so begreifen, daß jede andere darin ihren Platz zugewiesen bekommt, wohl wissend, daß die andere ebenso verfährt. Die anspruchsvolle bürgerlich-marxistische Theoriediskussion wird ebenfalls so gespielt, und sie gibt sich selbst als Kritik die Legitimation dafür. Dies einmal durchschaut, wird Totalisierung etwas, was man anderen antut, und zwar, wenn das Umweltverhältnis als Antagonismus definiert ist, mit einer dadurch geprägten Freiheit des Arrangements¹⁵³⁾. Solche Antagonismen erscheinen zwangsläufig, wenn man aus Totalität auf Exklusivität schließt. Dann kann eine Weltperspektive eine andere nur negieren. Aber dieser Schluß selbst wäre zu überprüfen. Keine totalisierende Perspektive kann die andere aus der Welt ausschließen. Jeder Antagonismus konstituiert eine ihn umfassende Welt und wird mit der gegenläufigen Interpretation von Formen historisch. Arbeit etwa kann als Produktionsmittel und als Ausbeutung gesehen werden; aber nach einer Weise weiß man, wer so denkt, und wie begrenzt der Ertrag einer solchen Konzeptualisierung ist.

Eine dritte Version postuliert eine allgemeine, standpunktneutrale Formenlehre - als Lehre von den metaphysischen Aufbauelementen der Dinge (formalitates), als Gegenstandstheorie oder als Theorie formaler Kalküle, der gelegentlich auch die Kybernetik und hochformalisierte Varianten von Systemtheorie zugerechnet werden. Das Problem der Mehrheit von Systemreferenzen wird hier nicht in der Form des Antagonismus, sondern

152) Vgl. namentlich Jean-Paul Sartre, Critique de la raison dialectique Bd. I, Paris 1960.

153) Siehe oben.....zum Generalisierungseffekt von Konflikten

durch Weglassen aller Systemreferenzen gelöst; es soll sich nicht um Formen-für, sondern um Formen schlechthin handeln. Damit wird, wie der Grundlagenstreit in der Mathematik zeigt, die Begründung der Geltung bzw. Wahrheit zum Problem. Der zu- meist bevorzugte Ausweg ist, Formen so zu formalisieren, daß sie ohne semantische Interpretation operativ benutzt werden können und sich in der operativen Bewährung selbst begründen.

Vor dem Hintergrund einer systemtheoretisch angesetzten Gesellschaftstheorie und im Vergleich mit dem Desiderat, eine Mehrheit von System/Umwelt-Relationen zu relationieren, zeichnet jeden dieser Versuche eine spezifische Einseitigkeit aus. Sie alle verfahren reduktiv, sie verdanken ihre Erfolge einer Strategie des Weglassens. Die Intersystemtheorie läßt die Umwelten weg bzw. reduziert sie auf genau die Systeme, die sie berücksichtigt. Der totalisierende Antagonismus läßt nichtantagonistische Beziehungen zwischen Systemen außer Acht und kommt auf diese Weise zu Polarisierungen mit nur zwei Gegnern. Formalismen lassen Systemreferenzen überhaupt weg, indem sie Brauchbarkeit für jedermann postulieren. Daß das Problem der Weltrationalität reformuliert werden muß, wenn man Möglichkeiten weiterer Problembearbeitung gewinnen will, liegt auf der Hand. Reduktion ist nicht als solche zu beanstanden. Aber die Frage ist, ob die vorgeführten Denkmodelle die Möglichkeiten erschöpfen oder ob sich Konzepte entwickeln lassen, die explizit an das Problem der Relationierung von System/Umwelt-Relationen anknüpfen und die erforderlichen Reduktionen bewußter einführen und kontrollieren können.

Überläßt man die Arbeit an Weltrationalität der wissenschaftlichen Forschung, so könnten deren systemspezifische Besonderheiten, deren nichtgeneralisierbare Freiheiten und Abstraktionen eingebracht und ausgenutzt werden. Das gilt besonders für die Universalität des hypothetischen und vorläufigen Charakters der Grundlagen wissenschaftlicher Forschung und für die sozusagen experimentelle Einstellung zum Gegenstand. Forschung, die im Sinne der Relationierung von System/Umwelt-

Relationen, also unter Beachtung und Verknüpfung einer Mehrheit von Systemreferenzen, an Weltrationalität arbeitet, müßte sich bewußt die Freiheit nehmen, ihre Erkenntnisverzichte nicht zu prinzipialisieren und nicht zu begründen, sondern sie rein pragmatisch einzuführen. Das Pragma "Systemreferenz" scheint, weil es kein Objekt ist, ein solches Verfahren zu erfordern. Das würde es erlauben, im Unterschied zu einer allgemeinen Formenlehre oder Kalkülistik abzusehen von der Vorweggarantie universeller Geltung und Benutzbarkeit. Statt dessen könnte man zunächst mit Modellen experimentieren, die nur zwei oder drei Systemreferenzen berücksichtigen, aber so ausgewählt sind, daß sie typische Situationen und Erfahrungsbereiche oder auch typische Präentionen des gesellschaftlichen Lebens abbilden.

Das gilt zum Beispiel für die Interaktion des Lehrens und Lernens, in der Lehrer und Schüler als personale Systeme wechselseitig füreinander Umwelt sind und dies dauerhaft und formenbildend nur sind, weil sie ein soziales System bilden, das sich seinerseits gegen eine Umwelt abgrenzt. Alle diese Umwelten überschneiden sich, was zugleich impliziert, daß die Systeme füreinander nur partiell zugänglich sind. Selbst der Lehrer kann, um bei diesem Beispiel zu bleiben, das Interaktionssystem der Unterrichtsstunde nur partiell erleben und kontrollieren, weil die Umwelt, auf die das Interaktionssystem reagiert, - etwa das, was in den Köpfen der Schüler vor sich geht, während sie in den Bänken sitzen - nicht identisch ist mit der Umwelt, auf die er als Lehrer reagieren kann.

Beispiele dieser Art ließen sich leicht vermehren. Man denke an Interaktionen zwischen Organisationssystemen und Kunden oder Antragstellern¹⁵⁴⁾. Oder an Ehen, die die Verschiedenheit der System/Umwelt-Perspektiven der Ehepartner in Einklang bringen müssen mit der Tatsache, daß die Ehe als soziales System auch eine einheitliche Außenumwelt konstituieren muß

154) Hierzu Dissertationen Grunow und Hegner

(obwohl den Ehepartnern verschiedene Aspekte dieser Umwelt in verschiedener Weise zugänglich sind) und daß sie von Systemen in dieser Umwelt als deren Umwelt behandelt wird.

Sicher führen Konstellationen dieser Art zur Entwicklung von "natürlicher Rationalität" in dem Sinne, daß Formen sich abschleifen und bewähren in dem Maße, als sie in einer Mehrheit von System/Umwelt-Perspektiven Stabilität erreichen. Diese natürliche Rationalität illustriert ein Beispiel George H. Meads: die Münze, die von allen Personen als rund gesehen und behandelt wird, obwohl sie in der optischen Perspektive jeder Person durchweg elliptisch erscheint. Natur in diesem Sinne ist diejenige Formsynthese, die Perspektiven verschiedener Systeme integriert und dabei den Systemen Korrekturen ihrer Eigenperspektive zumutet, die systemintern noch verständlich, noch leistbar sind und um des Rationalitätsgewinns willens ^{werden} akzeptiert. Natürliche Rationalität ist eine Art Weltrationalität. Sie hat jedoch in bezug auf Systemdifferenzierung, Komplexität und Entwicklungstempo Grenzen, die nicht überschritten werden können. Die Schranken werden erkennbar, wenn man fragt, welche Korrekturen und Diskontierungen eigener Perspektiven von personalen und sozialen Systemen verkraftet werden, das heißt in Operationen des täglichen Lebens übersetzt werden können. Daraus ergibt sich die Frage, ob und wie und für wen Weltrationalität über Rationalität hinaus expandieren kann.

Parallel zu einer Kritik der Natur-Formen, zu einer Steigerung des Auflöse- und Rekombinationsvermögens, zur Expansion der Welthorizonte und zur Tieferlegung der in ihnen stehhaltenden Strukturen ist im Übergang zur Neuzeit zunächst die Perspektive, dann die perspektivische Totalisierung entdeckt und als Subjekt thematisiert worden. Die den personalen Systemen leicht zugänglichen, hochplausiblen Reflexionsleistungen boten die Möglichkeit, das Subjekt als Bewußtsein und seine Leistung als Erkenntnis zu begreifen. Die Theorieprobleme dieser Problemfassung und ihres Universalitätsanspruchs

brauchen wir hier nicht erneut zu diskutieren. Inzwischen sind Kapazitätsprobleme ganz anderen Typs deutlich geworden¹⁵⁵, und diese sind am Bewußtsein und seinen Erkenntnisleistungen zwar exemplifizierbar, betreffen aber im Grunde jede Art System/Umwelt-Relation personaler und sozialer Systeme. Man kann der Perspektive jetzt ohne Verzicht auf standpunktbezogene Totalisierung für "objektiv" erklären¹⁵⁶); aber das genügt nicht, denn das Problem der Weltrationalität liegt in der Frage, wie die angesichts limitierter Kapazität differierenden Umweltentwürfe der Systeme zusammenbestehen können in einer Weise, die für jedes (?) System Realisierung von Systemrationalität nach Maßgabe seines eigenen System/Umwelt-Verhältnisses ermöglicht. Selbst Begriffe wie Form oder Bestimmung (Bestimmbarkeit) gewinnen einen Bezug zu Problemen der Rationalität daher nur im Hinblick auf die Informationsverarbeitungskapazitäten, die ihre operative Verwendung in Anspruch nehmen müßte.

Diese Problemstellung läßt es nicht mehr zu, nach einer regulativen Idee oder gar nach einem Verhaltensprogramm zu suchen, das die Annäherung an Weltrationalität, und sei es in Form eines unendlichen Progresses, in Aussicht stellte. Auch Entropie (oder Negentropie) wäre deshalb ein unzutreffender Vergleichsbegriff¹⁵⁷). Derartige Formulierungen blieben nach unseren eigenen Prämissen ohne Realitätsbezug, da jede Realisation nur über die Wahl einer Systemreferenz erreichbar ist. Gerade das ist das Problem, und die Erkenntnis dieses Problems ist die Ausgangsbedingung der Analyse von Weltrationalität. Diese Sachlage setzt die Philosophie der Versuchung aus, ihre Problemtradition ins Außerweltliche zu extrapolieren

155) Vgl. nur W. Ross Ashby, Mathematical Models and Computer Analysis of the Function of the Central Nervous System, Annual Review of Physiology 28 (1966), S.89-106

156) So George H. Mead, The Objective Reality of Perspectives, Proceedings of the Sixth International Congress of Philosophy 1926, New York 1927, S. 75-85.

157) Dazu Talcott Parsons, The Structure of Social Action a.a.O. S. 752; "Rationality occupies a logical position in respect to action systems analogous to that of entropy in physical systems".

Aber hier scheint ein Diskontinuieren von Traditionen den Vorzug zu verdienen; denn wer angesichts dieser Erkenntnislage fortfährt, Wesenseigenschaften zu suchen, die dem Endziel der Welt, dem absoluten Sein oder dem transzendentalen, extramundanen Subjekt zugeschrieben werden können, gewinnt damit keine Erkenntnisse über die Realität, sondern legt nur das System der Philosophierenden fest auf eine Art, Realität nicht zu begreifen.

Systemtheoretisch konsequent ist wiederum nur ein pragmatischer Ausweg denkbar, der eine Mehrheit von Systemreferenzen nur indirekt, nämlich nur im Kontext jeweils einer System/Umwelt-Perspektive aktualisiert. Wir denken dabei vornehmlich, aber keineswegs nur, an das Wissenschaftssystem. Innerhalb einer Systemreferenz läßt sich die Komplexität des Systems und die seiner Umwelt als variabel denken. Somit läßt sich die Regel formulieren, in jeder Systemreferenz die Umweltkomplexität nach Möglichkeit zu erhöhen; die unnatürliche Regel sozusagen, nach Möglichkeit ein schwieriges Leben zu führen. Im Anschluß hieran könnte man die Rationalität des Handelns begreifen als die Komplexität der wertmäßigen und kausalen Beschränkungen, denen der Entscheidungsprozeß Rechnung tragen kann¹⁵⁸⁾. Auf der Systemebene stützt diese Regel sich auf die Annahme, daß ein System, das einer komplexeren Umwelt gewachsen ist, zugleich mehr Möglichkeiten hat, Beschränkungen zu berücksichtigen, die ihren Grund genetisch und funktional in anderen Systemreferenzen haben. Gewiß können idiosynkratische Komplexitätsentwicklungen weder theoretisch noch empirisch ausgeschlossen werden. Schon der Begriff einer offenen,

158) Wie leicht zu sehen, verhält dieser Begriff von Handlungs-rationalität sich neutral gegen die Frage, ob Beschränkungen ("constraints") im Entscheidungsprozeß als Zwecke oder als Mittel oder als Kosten oder sonstige Nebenfolgen thematisiert werden. Ein Arrangieren des Entscheidungsprozesses mit Hilfe dieser Wertbegriffe dient seinerseits der Steigerung des Komplexitätsvermögens unter Erhaltung der Entscheidbarkeitsgarantie.

unbegrenzt nachgebenden Welt widerspräche der Prämisse, daß eine Steigerung von Umweltkomplexität immer und zwangsläufig zu Formen führt, die auch in anderen Systemreferenzen Sinn geben. Es gibt genug "pathologische" Komplexität. Und es gibt Komplexierungen, die durch darauf eingespielte Bezugssysteme festgehalten und tradiert werden, obwohl sie infolge evolutionärer Veränderungen die Eignung verloren haben, anderen Systemen Anknüpfungspunkte für ihre Umweltbeziehungen zu bieten. Auch Umweltkomplexität bietet in sich selbst für das Einzelsystem keine Rationalitätsgarantie. Gleichwohl bietet nur dieser Weg, nur die Steigerung von Umweltkomplexität eine Möglichkeit, aufs Ganze gesehen die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen, daß Kompatibilität von System/Umwelt-Perspektiven mehr als nur Zufall ist und unter den Bedingungen fortgeschrittener gesellschaftlicher Evolution häufig genug und rasch genug zustandekommt.

Für das Wissenschaftssystem läßt sich aus dieser Analyse die Konsequenz ziehen, Gegenstände unter dem Gesichtspunkt der Komplexität zu thematisieren. Dadurch wird die lebensweltliche Erfahrung unübersehbarer Komplexität, die zunächst in den Bahnen vorgeprägter Möglichkeiten anfällt, in die sie konstituierenden Elemente und Relationen aufgelöst und als kontingent interpretierbar. Sie läßt sich dann im Kontext anderer Relationierungsmöglichkeiten rekonstruieren. Durch Thematisierung von Komplexität wird die Umwelt der Wissenschaft gleichsam superkomplex - eine Welt aller möglichen Komplexitätsverhältnisse. Mit dieser ihrer systemspezifischen Umweltkomplexität (und nicht etwa durch eine Präferenz für höhere Komplexität oder durch ein Theorem, das besagen würde, höhere Komplexität sei als solche rational) optiert das Wissenschaftssystem für Weltrationalität.

5. Konsistenz und Aufschub von Negationen

Zunehmende Komplexität heißt, daß die Zahl der relevanten Elemente bzw. Ereignisse und damit die Selektivität aller strukturell ausgezeichneten Relationierungen zunimmt. Elemente und Relationen, die durch Relationierung selektiv qualifiziert werden, erscheinen als kontingent: als auch anders möglich, als negierbar. Raum und Zeit beispielsweise verlieren ihre natürliche, situativ erscheinende Dinghaftigkeit und werden abstrahiert zu bloßen Schemata der Placierung, in denen alles, was ist, anders placiert werden könnte, wenn die Bedingungen andere wären, die es so und nicht anders placieren. Eine solche Entwicklung überführt die Welt aus dem Modus des Seins bzw. Nichtseins in den komplexeren Modus der Andersheit bzw. Nichtandersheit; sie generalisiert damit die Möglichkeiten der Negation, indem sie auf nichtnegierbare Seinsqualitäten verzichtet, und transformiert versteckte in offene Negationen.

Selbstverständlich kann nicht jedes personale oder jedes soziale System seine Umwelt in diese Richtung und mit diesen Konsequenzen komplexieren. Der Steigerung von Umweltkomplexität sind systemstrukturelle Schranken gesetzt. Neben dem Modus der Andersheit bleibt der Modus des Seins lebensweltlich in Gebrauch. Aber es gibt Systeme - und zwar vor allem die Wissenschaft als Teilsystem der Gesellschaft und daher auch das Gesellschaftssystem selbst - die umweltoffen genug strukturiert sind, um ihre Umwelt und sich selbst im Modus der Andersheit thematisieren und daher Welt als prinzipiell kontingent erfahren zu können.

Im Modus der Andersheit gebraucht, verlieren Negationen ihren Halt an vorgegebenem positivem Sein. Damit entfällt die Möglichkeit, an Hand der Wesensmerkmale von Seiendem zwischen privativen, das Fehlen solcher Merkmale feststellenden, und schlichten, auf anderes abzielenden Negationen (privatio bzw. negatio extra genus) zu unterscheiden. Das Seiende wird

reduziert auf die Negation seiner Negation, und damit wird Kohärenz als Selbstbeschränkung im Negationsgebrauch zur einzig-möglichen Realitätsgarantie. Der Seinsbezug wird, mit anderen Worten, durch das Kohärenz-Postulat ersetzt, wird zugleich aber auch in die allgemeine Prämisse der Lebenswelt und der Sinnkonstitution übersetzt, die das meint, was jeder Modalisierung und jeder Komplexitätssteigerung vorausliegt.

Historisch und praktisch gründet diese Möglichkeit, Negativität als sich selbst beschränkend zu denken, in einer deutlichen Differenzierung von Sachdimension und Zeitdimension, wie sie sich im Übergang zur bürgerlichen Gesellschaft im 18./19. Jahrhundert durchsetzt. Jeder Sinn impliziert seine Negierbarkeit, schiebt sie aber auf, soweit er als bestimmter erlebt und verarbeitet wird¹⁵⁹⁾. In dem Maße, als Sachdimension und Zeitdimension auseinandertreten, entsteht die Möglichkeit, Sinnbezüge zu temporalisieren und Verschiedenartige in einem geordneten Nacheinander zuzulassen. In der Zeitdimension kann man sich wechselnden Beschränkungen aussetzen und so die Zahl tragbarer Beschränkungen erhöhen unter Entlastung von der Notwendigkeit, sie zugleich anwenden zu müssen. Auf diese Weise können Negationsmöglichkeiten sachlicher Art riskant eingeschränkt werden - mit der Maßgabe, daß sie gegebenenfalls später doch noch zum Zuge kommen können. Bewußt gemacht, ermöglicht es den Negationsaufschub, die Sachdimension von Negationen zu entlasten. So darf man als Wissenschaftler riskant kombinierte, ja nach Möglichkeit unwahrscheinliche (informationsreiche) Theorien aufstellen, wenn sie nur falsifizierbar sind. Man kann sich, dem Organisationsmechanismus folgend, auf höchst spezialisierte, unnatürliche Bedingungen der Mitgliedschaft einlassen, wenn sie nur kündbar sind. Die Negationsbeschränkungen, die zur Herstellung sachlicher Konsistenz des Negierens erforderlich sind, können

159) Vgl. dazu Lothar Eley, Negation als soziale Kategorie: Sinn und Funktion der Negation in der Systemtheorie, Vortrag Hegel-Kongreß Stuttgart 1975 (Ms.).

in zeitlicher Hinsicht als bloßer Aufschub des Negierens behandelt werden, so wie umgekehrt Sachstrukturen dazu verhelfen, die Veränderungen zu erkennen, an denen provisorisch eingeführte Unnegierbarkeiten zerschellen.

Bei sachlicher Konsistenz des Negierens geht es darum, die Negation von etwas zu vermeiden, was man in anderen Zusammenhängen doch braucht. Dies wird in dem Maße wichtiger, als komplexe funktionale und extrafunktionale Zusammenhänge sich auf Negationen bzw. Negationen von Negationen stützen. Durch Konsistenzsicherung, kann man auch sagen, wird der Unbestimmtheitsbezug und die hohe Interferenz von Negationen unter Kontrolle gebracht. Eine sehr weitreichende detaillierte Durchartikulation der Andersheit bedarf einer Absicherung in der Zeitdimension. In dem Maße, als man die Unbestimmtheit des Negierens eliminiert, tritt die Unbestimmtheit der Zukunft an ihre Stelle. Der Zukunftshorizont schluckt gleichsam Negationsmöglichkeiten, die man vermutlich nie brauchen wird, und stellt andere unter spezifischen, gegenwärtig nicht aktuellen Konditionen in Aussicht. Er erfüllt diese Entlastungsfunktion permanent, da die Zukunft, obwohl die Gegenwart chronisch weiterläuft, als Zukunft selbst nie beginnt.

Dies Zusammenspiel von Konsistenz in der operativen Verwendung von Negationen mit Virtualisierung und Aufschub von Negationsleistungen ermöglicht die Einstellung des Gesellschafts systems auf eine prinzipiell offene Welt von letztlich unbestimmbarer Komplexität. Zukunft wird dadurch in einer ambivalenten Weise zugleich wichtig und unwichtig; sie wird gerade in ihrer Derealisierbarkeit relevant¹⁶⁰⁾. Sie verheißt nicht das Ende der Zeiten, noch das Heil für die, die es verdienen, noch die Vermehrung des Glücks. Sie bietet nicht die Aussicht auf Fortschritt in Richtung Weltrationalität, so als ob dies

160) Siehe dazu die von Johan Galtung, Images of the World in the Year 2000: A Synthesis of the Marginals of the Ten Nations Study. Vorlage für den 7. Weltkongreß der Soziologie, Varna 1970 (Ms.), berichteten Ergebnisse einer empirischen Untersuchung.

ein Zustand sei, den der welthistorische Prozeß anstrebe und im Laufe der Zeit erreichen werde. Aber sie ist, indem sie aufschiebbare Negationen absorbiert, Korrelat einer gesellschaftlichen Definition der Gegenwart, deren Komplexität und Rationabilität historisch ohne Parallele ist.